JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

32. JAHRGANG / NR. 132 פסח תשע"ז 5. APRIL 2017

זכור

GEDENKE

Foto: Adam Piechowski

Die jährliche Gedenkstunde des Landesverbandes der IKG in Bayern
im ehemaligen Konzentrationslager Dachau findet statt am

Sonntag, 30. April 2017, 9.45 Uhr.

Abfahrt des Busses um 8.45 Uhr in der Brienner Straße 50, München

STOLPERSTEINE

In der
Bahnhofstraße 25a
in Coburg wohnte
BELLA LUDWIG geb. Kahn
geboren 1888
deportiert 1941
ermordet in Riga

In der
Herrmann-Stockmann-Straße
in Dachau wohnte
ALICE JAFÉ
Jg. 1875
deportiert Auschwitz
ermordet 1944

In der
Segringer Straße 44
in Dinkelsbühl wohnte
BEATRIX SCHLOSSBERGER
geboren 1935
deportiert 1942 Raasiku/Estland
ermordet

Unser Titelbild: „Diese Mazza, die wir essen, was bedeutet sie? Weil der Teig unserer Väter nicht Zeit hatte zu säuern … (2. B. M. 12,39). Sie buken aus dem Teig, den sie aus Ägypten mitgenommen hatten, ungesäuerte Brote … (Aus: Haggada schel Pessach). Vier Gläser Wein soll jeder Gast am Sederabend trinken. © MBR.
Bilder Rückseite: Nr. 1: Chanukka in Bamberg, © IKG Bamberg. **Nr. 2:** Die Augsburger Synagoge wird in diesem Jahr 100 Jahre alt. Siehe dazu auch unsere **Beiträge auf Seite 10 und 22**. © IKG Schwaben-Augsburg. **Nr. 3–5:** Die Stuttgarter Ausstellung „Ein jüdischer Schwabe erfindet Hollywood“ zeigt auch den Original-Oscar, den Carl Laemmle 1930 erhielt. Siehe dazu auch unseren **Beitrag auf Seite 6**. © HdGBW.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

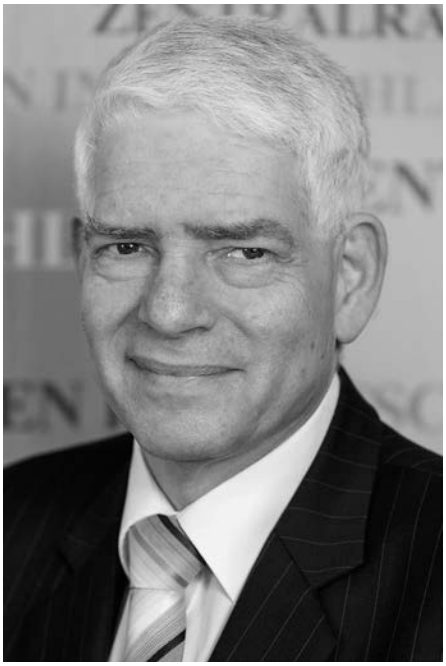
ich freue mich auf Pessach. Ich esse Mazzen ganz gerne, ich mag die Sederfeier, diesen Abend, an dem alles anders ist als sonst im Jahr. Dazu gehört auch die Mitzwa, vier Gläser Wein zu trinken. Als Unterfranke fällt es mir nicht besonders schwer, diese Mitzwa zu erfüllen.

Ich freue mich an diesem Feiertag aber auch auf die Haggada, auf die feierlich vorgetragene und gesungene Pessach-Geschichte von der Befreiung aus ägyptischer Sklaverei, von Flucht und von langer Wanderung ins gelobte Land nach Israel.

Es ist wohl eine der ältesten Migrationsgeschichten, die wir uns im Kreise unserer Familie oder in der Jüdischen Gemeinde am Sederabend erzählen werden und mir gibt der historische Rückblick immer wieder neue Erkenntnisse auch für die gegenwärtige „politische Lage“. Man sagt ja, ohne die Vergangenheit könne man die Gegenwart nicht verstehen.

Nach Jahrhunderten von kriegerischen Auseinandersetzungen in Europa, bis hin zum 2. Weltkrieg und zur Schoa, und nach den daraus resultierenden Erfahrungen haben sich die westeuropäischen Gesellschaften seit etwa 70 Jahren demokratisch, friedfertig und in sozialer Verantwortung für den „Nächsten“ entwickelt. Im Zuge dieser Entwicklung sind europäische Grenzen gefallen und dies brachte uns und vielen Menschen in Europa neue Freiheiten.

Wir als jüdische Gemeinschaft in Deutschland haben von diesen Entwicklungen stark profitiert. Heute sind wir eine der lebendigsten jüdischen Gesellschaften in Europa mit einer gewachsenen Mitglied-



schaft, mit immer neuen Gemeinden und mit großer religiöser Vielfalt.

Aber diese neuen „Freiheiten“ können jetzt auch Menschen beanspruchen, die unsere demokratischen Werte verachten. So entstanden in den europäischen Gesellschaften, auch bei uns, Gruppierungen und Parteien, die unsere „offene Gesellschaft“ nicht wollen und die mit sehr viel Hass für eine rückwärtsgewandte Gesellschaft kämpfen.

Deshalb macht sich in der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland ein Gefühl der Unsicherheit breit. Die Israel-Feindlichkeit in unserem Land, der Antisemitismus bei Rechtsextremisten und in manchen muslimischen Gemeinschaften, die zunehmende Respektlosigkeit gegenüber Minderheiten lassen unser „Warnlicht“ immer häufiger blinken.

Was ich dabei auch im Blick habe, sind Demonstrationen, auf denen Hass gegen Minderheiten geschürt wird und an denen Bürger aus der Mitte der Gesellschaft teilnehmen. Im Blick habe ich neue Parteien wie die AfD, die auf Ausgrenzung setzt, die gezielt provoziert und sich hinterher stets missverstanden fühlt. Und ich meine insgesamt den raueren Ton, die verbale Enthemmung, das kältere Klima.

Für diese Abkühlung trägt die AfD die Hauptverantwortung. Wenn man sich die Reden und Programmatik dieser Partei anschaut, fragt man sich: Wo wollen sie hin? Ins Deutschland der 1950er Jahre? Oder gar in die 30er Jahre? Mit den Sticheleien gegen Ausländer, gegen Asylbewerber, gegen Muslime, gegen Homosexuelle schürt die AfD Ressentiments. Sie nimmt damit wissentlich in Kauf, dass es mit verbalem Zündeln anfängt und mit brennenden Asylbewerberheimen aufhört.

Es gibt etwas sehr Wertvolles, das wir, Juden, Christen und Muslime, in diese Gesellschaft einbringen können: Das sind unsere Werte. Diese stehen dem, was von AfD und Co. propagiert wird, diametral entgegen. Im Judentum gibt es den schönen Ausdruck „Tikkun Olam“ – Verbessere die Welt. Es bedeutet, dass jeder seinen kleinen Beitrag leisten soll, um die Welt ein Stückchen besser zu machen.

Ich wünsche Ihnen ein fröhliches
und koscheres Pessach-Fest,

CHAG SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident
des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Pessach
Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4
Wie lange dauert Pessach?
Von Yizhak Ahren 5

Kultur
It can be done – Ein jüdischer Schwabe erfindet Hollywood
Von Priska Tschan-Wiegelmann 6
Die Zeller Laubhütte
Von Annette Taigel 9

Essay
Die NPD und das Bundesverfassungsgericht
Von Prof. Dr. Kyrill-A. Schwarz 11

Nachrichten aus Frankreich
Warum Juden öffentliche Schulen meiden
Von Gaby Pagener-Neu 14

Serie – Unvergessliche Jahre (5) . . 18

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 22

Buchbesprechungen
Ein Vordenker des liberalen Judentums
Von Rotraud Ries 28
Die Ereignisse überschlagen sich
Von Angela Genger 31

Russische Beiträge 36

Jiddische Beiträge 40

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
erscheint im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka.

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R,
Effnerstraße 68, 81925 München.

Redaktion: Benno Reicher,
redaktion@berejournal.de,
www.ikg-bayern.de/rsak_1.html

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach.

PESSACH

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger

Zu den wichtigen Pflichten des Pessach-Festes gehört es, über den Auszug unserer Vorfahren aus der Sklaverei Ägyptens zu berichten. Dieser Pflicht kommen wir an den Sederabenden nach, wenn wir die Haggada, die Lektüre dieser Abende vortragen. Zu Beginn des zweiten Mosebuches, Schemot, lesen wir, dass der Pharao seinen Angehörigen verkündete:

Die Israeliten sind bereits zahlreicher geworden als wir! Selbstverständlich entsprach dies nicht der Wirklichkeit. Wie so oft haben solche „Wahrheiten" jedoch ihre Eigendynamik; sie klingen für viele einfach und glaubhaft, und darauf kommt es anscheinend an. Schon damals wie heute!

Dem Pharao haben auch viele geglaubt, dass die Israeliten im Kriegsfall eine echte Gefahr an der Seite der Gegner bedeuten könnten. So rief der Pharao seinen Getreuen zu: „Wohlan, überlisten wir diese Israeliten". So überliefert es uns die Tora. Der Herrscher möchte sogar seinem vertrauten Kreis glaubhaft machen, dass das, was er vorhat, lediglich eine winzige „List" sei und dass dadurch niemand bedroht werden würde. Die Zwangsarbeit wird für die jüdischen Sklaven eingeführt. Arbeitslager vermutlich auch. Die Vögte waren bewaffnet. Harte Arbeitsleistung wird verlangt. Große Projekte werden gebaut.

Eine kleine „List" das Ganze, aber der Pharao ist noch immer unzufrieden. Die gewünschten Ergebnisse lassen noch auf sich warten. In seinen Augen werden die Israeliten immer zahlreicher. Dann entschließt sich der Pharao zu einer besonders „listigen" Maßnahme. Er lässt zwei Hebräerinnen zu sich kommen, die zwei Hebammen der Israeliten. Der Pharao befiehlt ihnen, jeden neugeborenen Knaben, der durch ihre Geburtshilfe zur Welt kommt, zu töten.

Auf diese Weise meint der Pharao, endlich die Wachstumsrate der Israeliten in Richtung „Null" drücken zu können. Da irrt sich der Tyrann aber gewaltig. Er meint, dass nur die Männer der Israeliten seine Pläne gefährden könnten und nur seitens der israelitischen Männer Widerstand zu erwarten sei.

In einem alten, rabbinischen Kommentar zur Heiligen Schrift, zur Tora, habe ich gelesen, dass er sich deshalb nur vor den Männern fürchtete und nur diese eliminieren wollte, weil seine Berater und Sterndeuter ihm prophezeit hatten, dass einst ein Israelit das Volk aus der Knechtschaft erlösen werde. Aber die Tora berichtet, dass die zwei Frauen, die Hebammen, mit vermutlich vielen anderen Frauen, im Gegensatz zu den Männern, entschiedenen Widerstand geleistet haben.

Wortwörtlich berichtet das zweite Mosebuch, Schemot (2.B.M.1: 17), dass diese Frauen gottesfürchtig waren und aus diesem Grund es gewagt hätten, die Anordnungen Pharaos zu sabotieren. Über die Gottesfurcht der israelitischen Männer in Ägypten finden wir in der Tora keinen Hinweis.

Ich will auch nicht verschweigen, dass die vorher bereits angeführte rabbinische Schrifterklärung – übrigens von Männern verfasst – mit Lob und Huld nicht geizt, wenn die Rede auf die Frauen kommt. An einer Stelle der Exegese werden die Frauen beispielgebende Chassidot, fromme Seelen, genannt. Denn was hätten die herausragenden Fähigkeiten von Moses und Aaron, die das Volk aus Ägypten geführt hatten, genützt, wenn die Frauen es nicht gewagt hätten, die Knaben zu retten.

Es hätte keinen Moses gegeben. Der Auszug, die Befreiung, hätte nicht stattfinden können. Dass die Israeliten ein Volk geworden sind, ist also den tapferen Frauen zu verdanken. An einer anderen Stelle mutmaßt ein Kommentator, dass diese Hebammen gar keine Israelitinnen, sondern Ägypterinnen waren und dass sie später sogar Proselytinnen geworden sind. Im Lichte dieser Darstellung gewinnt die Geschichte der Israeliten an Farbe!

Man könnte sagen, dass Ägypterinnen durch ihren Widerstand eine entscheidende „Geburtshilfe" bei der Entstehung der Israeliten als Volk leisteten. Die Tora, unsere jüdische Gesetzgebung, revanchiert sich darum später, als sie uns das Verachten der Ägypter untersagt, weil man als Fremdlinge „in ihrem Land" gelebt hatte. Wiederum eine Absage der Tora an den Kollektivschuld-Gedanken.

Unsere weisen Exegeten analysieren minutiös die Rolle der Frauen, deren Widerstand gegen den Pharao den Israeliten so viel bedeutet. So fragten die Schriftgelehrten: Warum formuliert die Tora die Frauen betreffend so ausführlich? (2. B. M. 1:17) „Sie verweigerten Pharao den Gehorsam" und „sie ließen die Knaben am Leben." Die Rabbinen gingen nämlich immer davon aus, dass die Tora, das Wort Gottes, keinen überflüssigen Buchstaben beinhaltet.

Wenn also die Schrift betont, dass die Frauen nicht „nach dem Befehl Pharaos taten", – dies eigentlich genügen müsste. Und daraus ergibt sich, dass sie die Kinder nicht wie befohlen getötet haben, sondern sie am Leben ließen. Wenn aber die Tora noch ausdrücklich erwähnt: „Sie ließen die Knaben am Leben", dann will sie uns auf noch eine Begebenheit aufmerksam machen, damit wir daraus etwas lernen. So die kritische Einstellung und die Logik unserer Gelehrten.

Sie folgerten also aus dieser Formulierung der Tora, dass man uns nicht nur die Frömmigkeit, die Menschlichkeit dieser Frauen zeigen wollte, sondern viel mehr. Diesem Ausdruck der Schrift entnahmen die Meister der Exegese, dass die Frauen ihre Aufgabe nicht allein auf die Geburtshilfe beschränkten. Sie kümmerten sich auch beispielhaft nach der Geburt um ihre Schützlinge. Sie sorgten für geeignete Nahrung, halfen den Wöchnerinnen mit Rat und Tat, damit ihre Kinder auch am Leben blieben. Über die Belohnung

dieser Frauen berichtet die Erzählung der Tora ebenfalls. Das Volk wuchs; so blieben sie nicht arbeitslos und bekamen dazu auch je ein Haus geschenkt.

Für diejenigen, die nach dem bisherigen Ablauf der Erzählungen der Meinung sind, dass außer diesen tapferen Frauen doch die Männer den Auszug aus dem Sklavenhause bewirkt hätten, möchte ich wieder die Aussagen unserer Schriftgelehrten aus dem Midrasch, aus der jüdischen Exegese, zitieren: „Nur der frommen Frauen willen wurde Israel aus dem Sklavenhause erlöst." Außer den Hebammen und den Müttern waren noch viele Frauen am Werk, z.B. Mirjam, Moses' Schwester, aber auch die Tochter des Pharao oder die Mutter Moses', Jochebed, um nur diejenigen zu erwähnen, die namentlich in der Tora aufgeführt sind.

Die Tochter Pharaos, also jemand aus dem Hause des Tyrannen, erblickt ein Körbchen mit einem weinenden Knaben im Fluss. Sie weiß, dass es ein Kind der Israeliten ist und somit dem Tode geweiht; und trotzdem erbarmt sie sich seiner und nimmt diesen Knaben bei sich auf. Darauf betritt Mirjam, die Schwester des Knaben, die Szene und fragt mutig die ägyptische Prinzessin: „Soll ich für Euch eine Amme besorgen?" Die Tora sagt nichts darüber aus, überlässt es uns zu spekulieren, ob die Prinzessin wusste oder zumindest ahnte, dass die junge Sklavin eine Israelitin, womöglich eine Verwandte des Knaben war, der auf Befehl des Pharao im Nil ertränkt werden sollte.

Wahrscheinlich ahnte sie es. Und noch etwas möchte ich zu dieser Episode anführen. Die Höflinge der Prinzessin haben ihre Rettungstat dem Pharao nicht verraten. Sie hielten alle zu ihr. Dem sollten wir von unserer so informationssüchtigen Welt aus hohe Anerkennung zollen.

Wie lange dauert Pessach?

Bemerkungen über zwei jüdische Feste

Manchmal brauchen wir Menschen einen Hinweis auf bestimmte Sachverhalte, bevor wir diese erkennen können. Dabei handelt es sich gar nicht um Geheimnisse oder um verborgene Tatsachen; wir waren nur nicht aufmerksam genug und haben deutliche „Spuren" einfach übersehen. Nachträglich wundern wir uns über die frühere Blindheit.

Eine solche Erfahrung verdanke ich einer solide gearbeiteten Abhandlung von Rabbiner Dr. Yoel Bin-Nun über das Pessach-Fest und das Mazzot-Fest. Dieser aufschlussreiche Text ist in seinem hebräischen Werk „Zakhor VeShamor" (Alon Shevut 5775) zu finden. Nähern wir uns der These des renommierten israelischen Tora-Lehrers mithilfe einer schlichten Frage: Wie viele Tage feiern Juden das Pessach-Fest? Sicher werden die meisten Leser sofort die Antwort geben: Im Lande Israel sieben Tage und in der Diaspora einen Tag mehr. Diese Antwort dürfen wir gewiss nicht als falsch bezeichnen, aber man sollte wissen, dass man sich auf den Sprachgebrauch unserer Weisen gestützt hat. Nach dem Wortlaut der Tora ist eine andere Antwort richtig: Das Pessach-Fest wird am 14. Nissan begangen, also nur an einem einzigen Tag.

Wie Rabbiner Bin-Nun zeigt, geht aus der Schrift eindeutig hervor, dass Pessach und das siebentägige Mazzot-Fest zwei Feiertage (hebr. Chagim) sind, die allerdings miteinander verbunden sind. So heißt es im Wochenabschnitt Pinchas: „Und im ersten Monat am vierzehnten Tage des Monats ist Gott geweihtes Pessach. Und am fünfzehnten Tage dieses Monats ein Fest: sieben Tage hat man Mazzot zu essen" (4. Buch Mose 28,16 und 17). Dieselbe Unterscheidung finden wir auch im Wochenabschnitt Emor: „Im ersten Monat am vierzehnten des Monats zwischen den beiden Abenden ist das an Gott gerichtete Pessach. Und am fünfzehnten dieses Monats ist das Gott geweihte Mazzotfest; sieben Tage sollt ihr nur ungesäuerte Brote essen" (3. Buch Mose 23, 5 und 6).

Sollte jemand vermuten, am vierzehnten des ersten Monats sei das Pessach-Opfer zu bringen, dieser Tag sei aber kein Festtag, so beweist der folgende Tora-Vers die Unhaltbarkeit dieser Auffassung: „Schlachte nicht beim Gesäuerten das Blut meines Opfers und nicht übernachte bis an den Morgen das Opfer des Pessach-Festes" (2. Buch Mose 34,25). Pessach meint also sowohl ein bestimmtes Opfer als auch ein bestimmtes Fest. Bemerkenswert ist, dass das zweite Pessach, von dem im Wochenabschnitt Behaalotcha (4. Buch Mose 9,6 bis 12) die Rede ist, nicht als ein Fest bezeichnet wird.

Wenn das Pessach-Fest und das Mazzot-Fest zwei verschiedene Feste sind, dann drängt sich dem Betrachter die Frage nach der unterschiedlichen Bedeutung dieser Chagim auf, die beide an den Auszug aus Ägypten erinnern. Rabbiner Bin-Nun führt aus, dass das Pessach-Opfer, das am 14. Nissan geschlachtet wird und dann am Abend verzehrt werden soll, an die wundersame Errettung aus der Knechtschaft in Ägypten erinnert.

Hingegen bringt uns das Verbot von ungesäuertem Brot am siebentägigen Mazzot-Fest zu Bewusstsein, dass die vollkommene Erlösung (hebr. Ge'ula schlema) nicht gleich mit dem Auszug aus dem Haus der Knechtschaft erreicht wurde. Mazzot symbolisieren die Tatsache, dass ein bestimmter Prozess in Gang gekommen ist, der aber noch nicht zum Abschluss gelangte. Für den abgeschlossenen Prozess steht das gesäuerte Brot (hebr. Chametz).

Eine schwere Strafe, Karet genannt, wird denjenigen Juden angedroht, die am Mazzot-Fest Chametz essen: „Wer Gesäuertes isst, dessen Seele soll ausgerottet werden aus Israel, vom ersten Tage bis zum siebenten Tage" (2. Buch Mose 12,15). Rabbiner Joseph Herman Hertz erklärt in seinem Kommentar zur Stelle: „Hier ist nicht Todesstrafe gemeint, sondern Ausstoßung aus der Gemeinschaft Israels, die den Betroffenen einem Heiden gleichmacht."

Ein Gebot der Tora befiehlt, vor dem Schlachten des Pessach-Opfers am 14. Nissan das Chametz fortzuschaffen (Maimonides, Sefer HaMitzwot, Gebot Nr. 156). Wer das Chametz nicht fortschafft und es am 14. Nissan nachmittags isst, hat zwar eine Mitzwa übertreten, zieht aber nicht die himmlische Karet-Strafe auf sich. Hier zeigt sich erneut, dass man zwischen dem Pessach-Fest und dem Mazzot-Fest unterscheiden muss. Die feierliche Sedernacht verbindet zwischen den zwei Chagim.

Schon im Kiddusch am Sedertisch erwähnen wir „diesen Tag des Mazzot-Festes, die Zeit unserer Befreiung". Warum sprechen wir im Tischsegen und in den Gebeten der folgenden Woche nicht von Pessach-Fest? Weil nach der Tora Pessach nur einen Tag dauert und nun schon vorbei ist.

Yizhak Ahren

It can be done

Ein jüdischer Schwabe erfindet Hollywood

Von Priska Tschan-Wiegelmann

Wer aus dem Oberschwäbischen kommt und Karl Lämmle heißt, müsste eigentlich zuhause bleiben, schaffen, sparen und sein „Häusle baue“. Aber Karl Lämmle aus Laupheim, wenige Kilometer südlich von Neu-Ulm, wollte mehr: Er war ein Visionär, ein solider, zielstrebiger Geschäftsmann, aber auch ein Spieler. Der Gründer der heutigen „Universal Studios“ in Hollywood wurde im Laufe der Jahre zum weltweit vernetzten Filmpatriarchen, zum Helfer in der Not und zum Retter von Verwandten, Freunden und fremden Menschen, die vor den Nazis fliehen mussten. Sein Lebensmotto: „It can be done“.

Das „Haus der Geschichte Baden-Württemberg“ in Stuttgart holt jetzt nach, was schon lange anstand. Anlässlich des 150. Geburtstages von Carl Laemmle am 17. Januar 2017 wird der „Erfinder“ von Hollywood noch bis zum 30. Juli mit einer fulminanten Präsentation einem größeren Publikum bekannt gemacht. Die Ausstellung „Carl Laemmle presents – Ein jüdischer Schwabe erfindet Hollywood“ ist unterhaltsam, lehrreich und prall gefüllt mit Informationen. An jeder Station der fünf wie ein Filmstudio eingerichteten Abteilungen ist zu spüren, dass die Ausstellungsmacher mit Herzblut dabei waren.

Karl Lämmle wurde 1867 als zehntes von dreizehn Kindern in Laupheim geboren. Viele junge Leute aus Deutschland wanderten Ende des 19. Jahrhunderts vorwiegend nach Amerika aus, weil sie dort mehr berufliche Entfaltungsmöglichkeiten sahen. Dies galt insbesondere für das industriearme Oberschwaben. Nach dem Tod der Mutter Rebekka 1883 hielt den Siebzehnjährigen, der gerade seine Kaufmannslehre abgeschlossen hatte, nichts mehr in Laupheim, zumal sein älterer Bruder Joseph schon nach Illinois, später Chicago, ausgewandert war.

Carl Laemmle 1934

Bevor sich Karl Lämmle am 28. Januar 1884 in Bremerhaven auf der „Neckar“ einschiffte, schrieb ihm sein Vater Julius ins Album: „... Vertrau auf Gott, der unsichtbar dich schützet. Sein Kind verlässt der gute Vater nicht, er weiß am besten, was dir nützet. Und ewig hält er, was er dir verspricht. Mögen dich, lieber Karl, diese Zeilen manchmal erinnern an deinen dich liebenden treuen Vater Julius.“ Wer so gesegnet in die Welt geht, kann nur sein Glück machen.

In Amerika angekommen, nannte Karl Lämmle sich nun „Carl Laemmle“ und Vaters Album „Book of friends“, in dem er sein Leben lang Eintragungen von Verwandten, Freunden und zahlreichen Prominenten sammelte. Es sollte etwas Besonderes werden, „something that will last for all time, which will be unique“. Und das ist es geworden, dieses Buch und dieses Leben.

Musste der junge Mann nach der Ankunft in Amerika zunächst als Laufbursche, Zeitungsausträger, Erntehelfer und Buchhalter arbeiten, brachte er es in wenigen Jahren schnell zum Geschäftsführer eines Bekleidungsgeschäftes in Oshkosh, Wisconsin. 1898 heiratete er die Nichte seines Chefs, Recha Stern, die aus Hessen stammte. Sie bekamen 1901 die Tochter Rosabelle. Der Sohn Julius, „Junior“ genannt, kam 1908 zur Welt.

Laemmle war jetzt Ende 30, als er ein Leben in gut bürgerlichen Verhältnissen führen konnte. Aber er wollte sich beruflich verändern. Bei einem Gang durch Chicago besuchte er 1906 eher zufällig ein sogenanntes „Nickelodeon“, eines der kleinen Filmtheater, in denen rund um die Uhr für 5 Cent Kurzfilme angeschaut werden konnten. Er war fasziniert davon, wie sehr diese Filmvorführungen dem menschlichen Bedürfnis nach kurzweili-

Carl Laemmle bekommt für „All quiet on the western front“ 1930 den Oscar aus den Händen von Louis B. Mayer (l.).
Foto: Museum zur Geschichte von Christen und Juden Laupheim.

ger Flucht aus dem Alltag entsprachen. In rascher Folge kaufte er mehrere solcher Kinos und machte in kürzester Zeit ein kleines Vermögen. 1909 war er der größte Filmverleiher Amerikas und jetzt wollte er mehr, nämlich selbst Filme herstellen.

Nun entstand seine eigene Filmgesellschaft, die „Independent Moving Picture Company“, die den Kurzfilm „Hiawatha“ drehte, ein Indianerfilm. 1912 gründete er mit 12 weiteren Produzenten die „Universal Film Manufacturing Company“ mit Sitz in New York und Laemmle an der Spitze. Er bemerkte sehr früh, dass sich das Publikum, neben dem Interesse an der Filmhandlung, auch für das Leben der Schauspieler interessierte. Mit dieser Erkenntnis entwickelte er den zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts noch nicht selbstverständlichen Starkult. Waren in der Stummfilmzeit die Darsteller oft noch namenlos, bekamen sie bei Laemmle die Gelegenheit bekannt zu werden.

Zahlreiche Filmschauspieler sprachen bei Laemmle vor und er machte sie über Amerika hinaus berühmt, denn er hatte erkannt, dass Filme nicht nur hier die Träume der Zuschauer bedienen, sondern auf der ganzen Welt. So begann er ab 1914 gezielt sein Weltimperium „Universal City“ im heutigen Hollywood aufzubauen. Er kaufte eine alte Hühnerfarm und ließ auf dem Gelände eine ganze Kleinstadt errichten, die alles bot, was man zum Drehen eines Filmes braucht: Kulissen aller Art, vom Westerndorf bis zur Nachbildung von Notre-Dame in Paris und ägyptischen Pyramiden. Eine Kirche, eine Schule und ein Krankenhaus wurden gebaut, eine eigene Verwaltung mit Polizei gegründet.

Es gab Unterkünfte für 500 Angestellte und einen Besucherdienst, weil die Kinobesucher sich auch für das „making of“ interessierten. 1915 konnte er mit einem großartigen Fest „Universal City“, die erste Studiostadt Amerikas, in Hollywood eröffnen und das Publikum staunte. Es gelang ihm, die besten Regisseure und Schauspieler zu engagieren. Auch Frauen konnten in seinen Filmproduktionen Regie führen. Allein zwischen 1912 und 1919 waren in „Universal City“ neben zahlreichen Regisseuren auch zwölf Regisseurinnen tätig.

Der Produktionsablauf wurde soweit standardisiert, dass mehrere Filme gleichzeitig gedreht werden konnten. Den Kinos bot Carl Laemmle Serien an, die immer an der spannendsten Stelle aufhörten und die Fortsetzungen brachten das Publikum erneut in die Kinos. Unter seiner Leitung produzierten die Studios mehr als 10.000 Filme, die er weltweit vertrieb.

Seinen größten Erfolg feierte Laemmle mit der Verfilmung von Remarques „Im Westen nichts Neues“. Der Film bekam 1930 bei einer der ersten Oscarverleihungen, der Oscar hieß damals noch „Academy Award“, gleich zwei Oscars für die beste Produktion und für die beste Regie. Diese Auszeichnung für die beste Regie steht heute wirkungsvoll im Mittelpunkt des ersten „Studios“ in der Stuttgarter Ausstellung.

In Deutschland mobilisierte der Film zahlreiche Gegner. Am Tag nach der deutschen Uraufführung am 5. Dezember 1930 wurde die Vorstellung mit Stinkbomben und Zwischenrufen massiv gestört. Draußen gab es Auseinandersetzungen mit der Polizei. Goebbels nahm den Film als Anlass für antisemitische Aktionen. Von den Schwierigkeiten, die er bei der Verbreitung seiner Filme in Deutschland hatte, hat sich Laemmle nie beirren lassen und erfindungsreich Wege gesucht, sein Publikum zu erreichen. Mit „Im Westen nichts Neues“ hat er einen sehr bewegenden Anti-Kriegs-Film geschaffen. Einige Szenen daraus und das erschütternde Ende zeigt die Stuttgarter Ausstellung, auch Ausschnitte aus seinen Filmen „Der Glöckner von Notre-Dame“, „Das Phantom der Oper“, „Dracula“ und „Der Rebell“ mit Luis Trenker in der Hauptrolle.

Die Ausstellungsbesucher bekommen einen faszinierenden Einblick in die Anfänge der amerikanischen Filmgeschichte und in die Traumfabrik Hollywood. Neben hochwertigen Produktionen entstanden in Laemmles Studios auch zahlreiche Wildwest- und Unterhaltungsfilme. Walt Disney vertraute eine seiner ersten Comicfiguren 1927 den Universal Pictures an. „Oswald. The Lucky Rabbit“ wird die Kinder, die die Ausstellung besuchen, begeistern, genauso wie die Original-Fledermaus des ersten „Dracula“-Films von 1931 und der Original-Schminkkoffer, den der berühmte Schauspieler Lon Chaney, der als „Phantom der Oper“ großen Erfolg hatte, immer mit sich trug.

Ausstellungsfotos (5): Haus der Geschichte Baden-Württemberg

Das **HAUS DER GESCHICHTE BADEN-WÜRTTEMBERG**
zeigt die große Sonderausstellung

CARL LAEMMLE presents – Ein jüdischer Schwabe erfindet Hollywood

noch bis zum 30. Juli 2017 im HDGBW, Konrad-Adenauer-Straße 16, 70173 Stuttgart,
Besucherdienst-Telefon 0711 2123989.
Das Haus hat **dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr** geöffnet,
donnerstags bis 21 Uhr. Montags ist das Museum geschlossen.
Der Katalog zur Ausstellung kostet € 19,80 und kann auch auf der Webseite bestellt werden.
E-Mail: besucherdienst@hdgbw.de, www.carl-laemmle-ausstellung.de, www.hdgbw.de.

Das **Begleitprogramm** zur Ausstellung:

Donnerstag, 27. April 2017
DIE LAEMMLE-STORY. EIN LIVE-FEATURE.
Aufführung mit Gespräch
Letzte Aufführung des Live-Hörspiels über den Hollywood-Erfinder und seine Zeit.
Nach der Vorstellung geben die Macher Einblicke in die Arbeit an dem Feature.
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Otto-Borst-Saal und Sonderausstellung.
Eintritt 7 €, ermäßigt 5 €.

Donnerstag, 11. Mai 2017, 19 Uhr
DAS PHANTOM DER OPER
Film mit Orgelimprovisation von Jürgen Essl
Für den Dreh des Stummfilm-Klassikers ließ Carl Laemmle in Hollywood das Pariser Opernhaus nachbauen. Zu den opulenten Bildern aus dem Jahr 1925 bietet das Ausstellungsprogramm ein musikalisches Erlebnis der besonderen Art: eine eigens für diesen Abend ausgearbeitete Orgelimprovisation des international renommierten Organisten Prof. Jürgen Essl auf der Konzertorgel der Musikhochschule.
Stuttgart, Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Konzertsaal
Eintritt 10 €, ermäßigt 5 €.

Donnerstag, 22. Juni 2017, 19 Uhr
DIE GOLDENE ÄRA HOLLYWOODS: Wie ungarische Flüchtlinge die Filmindustrie prägten – Vortrag von Dr. Joel Berger
Sie haben nach dem Ersten Weltkrieg Hollywoods goldene Ära mitgestaltet und sind dennoch fast vergessen. Jüdische Vertriebene aus Ungarn – wie Michael Curtiz, Alexander Korda, der Filmtheoretiker Bela Balazs und der Filmproduzent William Fox – schrieben ein bedeutendes Kapitel der Kultur- und Filmgeschichte.
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Otto-Borst-Saal, Eintritt frei.

Sonntag, 25. Juni 2017, 11 Uhr
LAEMMLE – DAS „MAKING OF" – Kuratoren-Matinee
Was hat Dracula mit Artenschutz zu tun? Was wurde aus der Laemmle-Familie? Spannendes und Kurioses rund um die Entstehung der Ausstellung gibt es bei einer besonderen Kuratorenführung zu erfahren.
Sonderausstellung 4 € zzgl. Eintritt.

Donnerstag, 29. Juni 2017, 19 Uhr
DER GLÖCKNER VON NOTRE DAME – Stummfilm-Konzert mit Mathias Rehfeldt
Lon Chaney spielt eindrucksvoll den Quasimodo in der Verfilmung des Romans von Victor Hugo. Für die Produktion von Carl Laemmles Universal wurden Kulissen in gigantischem Ausmaß gebaut. Den Stummfilm aus dem Jahr 1923 begleitet der Musiker, Organist und Filmkomponist Mathias Rehfeldt.
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Otto-Borst-Saal, 10 €, ermäßigt 5 €.

Sonntag, 9. Juli 2017, 11 Uhr
DIE RETTUNGSMISSION – Kuratoren-Matinee
Carl Laemmle warnte bereits 1932 vor Hitler – er erkannte die drohende Gefahr für die europäischen Juden früh. Nach dem Ende seiner Universal-Präsidentschaft widmete er seine Kraft, Zeit und Beziehungen der Mission, möglichst vielen Juden die Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen. Eine Kuratorenführung über Laemmles jüdische Wurzeln und seine späte Mission.
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, 4 € zzgl. Eintritt.

Mittwoch, 12. Juli 2017, 19 Uhr
LAEMMLES ERBEN – Filmprogramm
So beginnen Erfolgsgeschichten heute: Das Animationsinstitut der Filmakademie Baden-Württemberg führt Diplomprojekte herausragender Absolventen vor, die nach ihrem Abschluss Karriere machten – darunter Volker Engel, Anna Henckel-Donnersmarck, Thilo Ewers und Verena Fels.
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Otto-Borst-Saal, Eintritt frei.

Laemmle hat nie seine heimatlichen Wurzeln vergessen. Er hat seine Vaterstadt Laupheim oft besucht und sie in vielfältiger Weise großzügig unterstützt. Während des ersten Weltkrieges schickte er Lebensmittelpakete nach Laupheim. Nach dem Krieg gründete er Stiftungen für Kriegerwitwen, Arbeitslose und alte Menschen, wobei er stets Wert darauf legte, dass „ohne Ansehen der Konfession" geholfen wurde. Er rief in den USA zu Spenden auf und schickte der Stadtverwaltung Laupheims häufig größere Summen, unter anderem für den Bau einer neuen Turnhalle.
1925 ließ er bei einem Besuch seiner Geburtsstadt sogar einen Film drehen, den anzusehen sehr berührt, weil dem Zuschauer „Uncle Carl" als Mäzen seiner Vaterstadt in seiner ganzen herzlichen Großzügigkeit gegenübertritt. Gleichzeitig ist der Film ein einzigartiges Dokument der Verhältnisse, in denen die jüdische Gemeinde einer deutschen Kleinstadt im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts gelebt hat. Später ermordeten die Nazis die Bewohner der im Film gezeigten Häuser und die 1927 nach Laemmle benannte Straße in Laupheim erhielt 1933 einen anderen Namen. Laupheim verleugnete jetzt seinen „Uncle Carl".
In der Ausstellung kann der Besucher auch Gesänge aus der Synagoge von Laupheim hören, die 1922 für Laemmle aufgenommen wurden. Es ist ein eindrucksvolles Tondokument. Laemmle wird während des Gesangs mit seinem hebräischen Namen Jakob ben Jehuda aufgerufen.
Carl Laemmle trat 1936 als Universal Präsident zurück und übergab die Leitung seinem Sohn Julius. Von da an widmete er sich, der schon sehr früh die Gefahr, die von den Nationalsozialisten ausging, erkannt hatte, seiner größten Aufgabe. Ab 1933 ermöglichte er rund 300 Menschen, die aus Deutschland fliehen wollten, die Ausreise, indem er ihnen eine Bürgschaft, ein Affidavit, für die Einreise in die USA schickte. Bei seinem letzten Besuch in Europa sicherte er 150 Menschen seine Hilfe zu, was ihn beinahe an den Rand seiner Möglichkeiten brachte, weil die US-Behörden keine weiteren Bürgschaften mehr anerkennen wollten. So drängte er in zahllosen Bittbriefen Freunde und Bekannte, ebenfalls solche Bürgschaften zu übernehmen.
Ab Mitte der dreißiger Jahre beteiligte er sich auch an unterschiedlichen Aktivitäten, wie der „Hollywood-Anti-Nazi-League", gegen die Nationalsozialisten. Er unterzeichnete im Dezember 1938 als einer der ersten die „Declaration of Democratic Independance", die den Boykott der Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland forderte.
Bis heute ist die genaue Zahl der von Laemmle Geretteten nicht bekannt. Am

Ausgang der Ausstellung sind auf einer Wand die 46 Namen derer verzeichnet, die er nachweislich gerettet hat. Viele Nachkommen wissen heute gar nicht, dass es Laemmle war, der für ihre Eltern bzw. Großeltern gebürgt hatte.
Wie sehr das Engagement von Carl Laemmle von manchen Nachfahren geschätzt wird, wird an dem Wunsch von Sandy Einstein, Musikmanager in den USA, deutlich, der einen Film über Carl Laemmle drehen will. Einsteins Vater Hermann, Hebräischlehrer an der jüdischen Schule in Laupheim, war einer von Laemmles Geretteten. Der berührende Dankesbrief ist in der Ausstellung zu sehen.
Der letzte Film, dessen amerikanische Fassung Carl Laemmle 1938 gefördert und finanziert hat, war „Die weiße Krankheit", nach einem Theaterstück des tschechischen Schriftstellers Karel Čapek. Er nimmt als einer der wenigen Anti-Nazi-Filme in allegorischer Weise die beklemmende Stimmung in Deutschland während der Nazi-Zeit auf. Carl Laemmle hat die Aufführung in Amerika nicht mehr erlebt. Er starb am 24. September 1939 in Beverly Hills.

Die Zeller Laubhütte – Eine Wanderausstellung

Von Annette Taigel

Die historische Laubhütte befindet sich auf ehemaligem Besitz der Familie Mendel Rosenbaum im Wirtschafts- und Propsteihof des 1803 säkularisierten Frauenklosters im unterfränkischen Zell a. Main. Die Rosenbaums waren 1822 zu unruhigen Zeiten aus Theilheim nach Zell gekommen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wird dieser Teil des früheren Klostergeländes Judenhof genannt.
Mendel Rosenbaum wurde 1783 in Theilheim im Landkreis Schweinfurt in eine fromme jüdische Familie hineingeboren und starb 1868 als erfolgreicher und angesehener Mann in Zell a. Main. Legendär geworden sind seine Gänge in den 1850er Jahren nach München zum bayerischen König Maximilian II., um dort für die rechtliche Gleichstellung der Juden einzutreten. Er gilt als der Anführer der bayerischen „Frommen" zur Zeit der Judenemanzipation und hat einen guten Ruf als maßgebender Befürworter der Wahl Seligmann Bär Bambergers zum Würzburger Distriktrabbiner im Jahr 1840.
Belegt ist, dass das Laubhüttenfest noch in den 1890er Jahren von den Rosenbaums gefeiert wurde. Berthold Strauss hielt in seinem Buch über die Familie der Rosenbaums fest, dass Jonas Rosenbaum in der Woche des Laubhüttenfestes starb.
Das nur knapp 20 qm große Gebäude mit den erhaltenen Teilen der historischen Sukka ist seit 2008 im Besitz der Marktgemeinde Zell a. Main. In ihrem Auftrag konnte unter der Aufsicht des Landesamtes für Denkmalpflege vieles von dem ehemaligen Laubhütteneinbau freigelegt werden, was unter der fast 100-jährigen nichtjüdischen Nutzung des ehemaligen Waschhauses als Lagerschuppen und Vogelvoliere verschwunden war.
An den Wänden der Laubhütte konnten Farbschichten mit unterschiedlichen Farben und Musterungen aus wohl drei unterschiedlichen Zeitabschnitten gesichert werden. Schriftzüge wurden auch in den älteren Farbaufträgen keine gefunden, aber zuletzt Balken, Kurbel und Seilreste der ehemaligen Dachöffnungskonstruktion, die nötig war, um den erwünschten Blick auf den Himmel zu ermöglichen. Bemerkenswert ist, dass nicht nur eine Dachöffnungskonstruktion gefunden wurde, sondern zwei unterscheidbare. Offensichtlich wurde also in diesen Dachöffnungsmechanismus, wie in die gesamte Laubhütte, reichlich kreative Energie investiert. Dass dies alles über so viele Jahre hinweg erhalten blieb, darf wohl spektakulär genannt werden.
Am 6. Dezember 2016 hat der Zeller Gemeinderat den Plänen des Architekten Dr. Matthias Wieser aus Sommerhausen zugestimmt und beschlossen, das Gebäude mit der Laubhütte freizustellen und als Kulturdenkmal öffentlich zugänglich zu machen. Ein neuer Zugang wird geschaffen und ein neuer Platz im Außenbereich.
Zur Überbrückung der Bauzeit, in der die Laubhütte nicht besichtigt werden kann, entstand die Ausstellung „Einblicke in die Laubhütte". Die beeindruckenden Fotos von Katrin Heyer zeigen Details der Laubhütte, deren Funktion auf beigegebenen Texten erklärt werden. Vier größere, bebilderte Texttafeln bieten Informationen zur Baugeschichte und geben Einblicke in das Leben und Wirken Mendel Rosenbaums zur Emanzipationszeit.
Nachdem die Ausstellung Ende 2015 im Zeller Rathaus und im Sommer 2016 im Jüdischen Kulturmuseum in Veitshöchheim gezeigt werden konnte, wurde sie von den drei Ausstellungsmachern erweitert. Zu Beginn 2017 war sie im Würzburger Rathaus zu sehen und stieß auch dort auf erfreuliches Interesse.
Nun geht sie vom 17. Juni bis 30. Juli nach Thüngersheim in die WeinKulturGaden, Kirchgasse 2, und wird dort samstags und sonntags von 10–18 Uhr zu besichtigen sein. Die **Vernissage** ist am **Samstag, 17. Juni, um 19 Uhr. Für die musikalische Umrahmung sorgt der Würzburger Konzertsänger Igor Dubovsky. Danach wandert die Ausstellung in die Alte Synagoge Arnstein und wird dort vom 6. August bis 30. September immer samstags und sonntags gezeigt.**

Annette Taigel M.A. ist Empirische Kulturwissenschaftlerin und wohnt in Zell am Main. Sie hat dort 2008 den „Freundeskreis der Zeller Laubhütte" gegründet und pflegt auch die sehr informative Homepage www.zellerlaubhuette.de.

Eröffnung der Würzburger Präsentation mit den Ausstellungsmachern: von links Graphikdesigner Ulli Hantke, Fotografin Katrin Heyer, Bürgermeister Adolf Bauer und Annette Taigel, verantwortlich für Idee und Inhalt der Ausstellung.

© Georg Wagenbrenner, Pressestelle Stadt Würzburg.

Die Augsburger Synagoge 1917–2017

Im Juni wird die Israelitische Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg ein denkwürdiges Jubiläum feiern. Die Synagoge in der Halderstraße, eingeweiht am 4. April 1917, wird 100 Jahre alt. „Eine Zierde der Stadt und ein Stolz der Gemeinde", nannte der damalige Gemeinderabbiner Richard Grünfeld die neue Synagoge. Die heutige Gemeinde plant zum Jubiläum einen würdigen Festakt (siehe dazu den Gemeinde-Bericht auf Seite 22). Auch das Jüdische Kulturmuseum Augsburg-Schwaben (JKMAS) feiert die Einweihung der Großen Synagoge vor 100 Jahren und das Jubiläum mit zahlreichen Veranstaltungen.

Das Jubiläums-Programm des JKMAS (Auswahl)

16. Mai 2017, 19.30 Uhr
Die Augsburger Synagoge und die Jüdische Renaissance
Prof. Dr. Michael Brenner, München/Washington D.C.

Die Einweihung der Augsburger Synagoge 1917 markierte das Ende der monumentalen Synagogenbauten, wie sie für das 19. und frühe 20. Jahrhundert repräsentativ waren. In seinem Vortrag beleuchtet Prof. Dr. Brenner den inneren Wandel des deutschen Judentums zwischen dem 1. Weltkrieg und der NS-Herrschaft anhand seiner Synagogenbauten.
Prof. Dr. Michael Brenner ist Lehrstuhlinhaber für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Gastprofessuren führen ihn auch u.a. nach Washington, wo er seit 2013 Israel Studies lehrt.

11. Juli 2017, 19.30 Uhr
Zwischen Rechtfertigung und Selbstbehauptung. Jüdische Museen in Deutschland
Cilly Kugelmann, Berlin

Die Referentin, die als langjährige Expertin das Profil Jüdischer Museen in Deutschland maßgeblich prägt, zeichnet einen Kontext, in dem auch das Augsburger Haus als erstes selbstständiges Jüdisches Museum in der Bundesrepublik verortet ist. Sie ist Programmdirektorin des Jüdischen Museums Berlin und stellvertretende Direktorin. Davor betreute sie am Jüdischen Museum in Frankfurt das Bildungsprogramm, die Öffentlichkeitsarbeit und war als Kuratorin für historische Ausstellungen tätig.

27. April – 28. Mai 2017
Ausstellung in der Museumsdependance Ehemalige Synagoge Kriegshaber
„… zäh, genial, unbedenklich …" Die Schriftstellerin Paula Buber

Seit 1907 mit dem Religionsphilosophen Martin Buber verheiratet, stand die Schriftstellerin Paula Buber bislang im Schatten ihres berühmten Ehemanns. Als Paula Winkler in München geboren, hatte sie sich früh von ihrem katholischen Elternhaus gelöst und dem Judentum zugewandt. Zur Ausstellungseröffnung am 26. April kommen auch Mitglieder der Familie Buber.

22. Juni – 17. September 2017
Erinnerungsräume: Garten ⟷ Gan Kunst-Installation in der ehemaligen Synagoge Kriegshaber von Esther Glück

Esther Glück ließ sich von den Spuren jüdischen Lebens in der ehemaligen Synagoge Kriegshaber inspirieren und formte ihre Eindrücke zu einem wilden Garten, der zu pflegen ist. Ein paar Ecken sind bereits kultiviert, andere kultivieren sich möglicherweise selbst, wieder andere müssen gleichsam unberührt bleiben. Artifizielles verwebt sich mit Natürlichem. Die Abstraktion visualisiert den Wunsch nach einem blühenden Ruheort, in dem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf ungewohnte Art und Weise verbinden. Eröffnung der Ausstellung mit Esther Glück: 21. Juni 2017, 19.30 Uhr.

27. Juni – 26. November 2017
Kahn & Arnold – Aufstieg, Verfolgung und Emigration zweier Augsburger Unternehmerfamilien im 20. Jahrhundert

Die Ausstellung des Staatlichen Textil- und Industriemuseums Augsburg und des Jüdischen Kulturmuseums erinnert an zwei Unternehmerfamilien, die seit dem späten 19. Jahrhundert die Textilmetropole Augsburg maßgeblich prägten, bevor sie von den Nationalsozialisten deportiert, in den Tod oder in die Emigration getrieben wurden.
Staatliches Textil- und Industriemuseum Augsburg, Provinostraße 46.
Eröffnung der Ausstellung mit den KuratorInnen Dr. Karl Borromäus Murr und Dr. Benigna Schönhagen: 26. Juni 2017.

Das komplette Programm und weitere Informationen zu den Veranstaltungen auf www.jkmas.de

---

Presseerklärung des Zentralrats der Juden in Deutschland

Urteil zur NPD ist verpasste Chance

Mit der Ablehnung eines NPD-Verbots durch das Bundesverfassungsgericht ist eine wichtige Chance vertan worden, wirksam gegen diese menschenverachtende Partei vorzugehen und die Demokratie zu stärken. Die NPD kann derzeit mit Hilfe von Hunderttausenden Euro aus Steuergeldern ihre braune Ideologie verbreiten und in der rechten Szene wichtige logistische Unterstützung leisten.
Dennoch ist das Urteil für die NPD kein Erfolg. Stattdessen wurde ihr wahres Gesicht entlarvt. Das Bundesverfassungsgericht hat die Wesensverwandtschaft der NPD mit dem Nationalsozialismus sowie deren antisemitische Grundhaltung eindeutig bestätigt. Der von der NPD vertretene Volksbegriff verletze die Menschenwürde. Ihr Politikkonzept sei auf Ausgrenzung und Verächtlichmachung von gesellschaftlichen Gruppen gerichtet. Die NPD ist eine verfassungsfeindliche Partei.
Zu dem Urteil erklärt der Präsident des Zentralrats der Juden, Dr. Josef Schuster: „Der Zentralrat der Juden in Deutschland hat sich seit Jahren für ein Verbot der NPD eingesetzt. Daher enttäuscht uns das Urteil des Gerichts. Juden gehören ganz klar zum Feindbild der NPD. Für die jüdische Gemeinschaft und andere Minderheiten sowie all jene, die nicht in das Weltbild dieser Partei passen, wäre ein Verbot sehr wichtig und ermutigend gewesen. Zugleich hätte ein Verbot auch all jene zivilgesellschaftlichen Akteure gestärkt, die sich seit Jahren gegen die NPD engagieren."
Auch alle rechtlichen Möglichkeiten, der NPD die öffentliche Finanzierung zu entziehen, müssen ausgeschöpft werden. Kommunen und Initiativen, die sich vor Ort gegen Rechtsextremisten stemmen, brauchen bessere und nachhaltigere Unterstützung. Ebenso müssen rechtsextreme Straftaten konsequenter und zügiger als bisher geahndet werden. Der Aufforderung des Bundesverfassungsgerichts, dass Betroffene wirkungsvoll geschützt werden müssen, ist unbedingt Rechnung zu tragen.
Gerade aufgrund des Urteils ergibt sich eine besondere Verantwortung in der Beobachtung von Parteien und Gruppierungen mit verfassungsfeindlicher Ausrichtung.

Die NPD und das Bundesverfassungsgericht

Zugleich ein Beitrag zum Verständnis von Parteiverboten und Demokratieprinzip

Von Professor Dr. Kyrill-A. Schwarz, Würzburg

Einleitung

Mit Urteil vom 17. Januar 2017 hat das Bundesverfassungsgericht den vom Bundesrat Ende 2013 eingereichten Antrag auf Verbot der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) zurückgewiesen.

Nachdem ein erster Antrag, die NPD zu verbieten, im Jahr 2003 wegen des nicht abschließend zu klärenden Umfangs einer Überwachung – und auch Steuerung der Partei – durch den Verfassungsschutz gescheitert war, mag in Ansehung des umfangreichen belastenden Materials, das die Antragsteller vorgelegt haben, die jetzige Entscheidung zunächst überraschen. Allerdings ist die jüngste Entscheidung nicht etwa ein Persilschein für die NPD; sie kennzeichnet vielmehr die NPD als das, was sie ist, nämlich als eine – wie es das Gericht zu Recht ausdrückt – dem Nationalsozialismus wesensverwandte Partei.

Wenn damit zunächst der Gedanke nahe liegt, dass eine Partei mit einer solchen Programmatik wohl kaum am demokratischen Diskurs teilnehmen darf und daher durch das dafür allein zuständige Bundesverfassungsgericht verboten werden sollte, so zieht das Gericht – auf den ersten Blick überraschend – diesen Schluss aber nicht, sondern lässt das Verbot daran scheitern, dass die NPD, wenngleich sie gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung gerichtete Ziele verfolgt, keinerlei Aussicht auf erfolgreiche Umsetzung dieser Bestrebungen hat und es damit an den vom Gericht für erforderlich gehaltenen konkreten Anhaltspunkten für eine Gefährdung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung fehlt. Anders formuliert: Die NPD ist zu bedeutungslos, um ein Parteiverbot auszusprechen.

Der nachfolgende Beitrag will in einem ersten Schritt zunächst die Kernaussagen des Gerichts referieren, um damit zunächst einmal die argumentative Ausgangslage für die Entscheidung aufzuzeigen. In einem weiteren Abschnitt soll der Versuch einer Bewertung der – nicht leicht nachzuvollziehenden, aber nach Ansicht des Verfassers im Ergebnis richtigen – Entscheidung erfolgen. Ausgangspunkt aller Betrachtungen ist aber zunächst eine Besinnung auf die verfassungsrechtlichen Maßstäbe. So heißt es in Art. 21 Abs. 2 GG: „*Parteien, die nach ihren Zielen oder nach dem Verhalten ihrer Anhänger darauf ausgehen, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu beeinträchtigen oder zu beseitigen oder den Bestand der Bundesrepublik Deutschland zu gefährden, sind verfassungswidrig. Über die Frage der Verfassungswidrigkeit entscheidet das Bundesverfassungsgericht.*“

Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 17. 1. 2017

Ausgehend von dem zuvor genannten Maßstab konkretisiert das Bundesverfassungsgericht zunächst die verfassungsrechtlichen Vorgaben. Nachdem die letzten erfolgreichen Parteiverbote aus den 1950er Jahren (damals die offensichtlich eine Nachfolgepartei der NSDAP darstellende Sozialistische Reichspartei – SRP – und die Kommunistische Partei Deutschlands – KPD – betreffend) grundlegende Aussagen zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung getroffen hatten, buchstabiert das Gericht nunmehr dieses zentrale Merkmal neu und zeitgemäß. Danach beinhaltet der Begriff der freiheitlichen demokratischen Grundordnung die zentralen Grundprinzipien, die für einen freiheitlichen Verfassungsstaat schlechthin unentbehrlich sind.

So findet die freiheitliche demokratische Grundordnung ihren Ausgangspunkt in der Garantie der Menschenwürde des Art. 1 Abs. 1 GG, also in der Wahrung personaler Individualität, Identität und Integrität sowie elementarer Rechtsgleichheit, womit jedenfalls auf rassistische Diskriminierung zielende Konzepte, wie sie die NPD offensichtlich vertritt,

Bundesrat: Kein Geld für NPD

Der Bundesrat möchte verfassungsfeindliche Parteien von der staatlichen Finanzierung ausschließen. Er hat deshalb am 10. März 2017 einstimmig einen Gesetzentwurf zur Änderung der Verfassung sowie zur Änderung des Parteiengesetzes beschlossen. Für das Verfahren zum Ausschluss einer Partei von der staatlichen Finanzierung soll das Bundesverfassungsgericht zuständig sein.

Hinweis aus Karlsruhe

Mit den Initiativen greifen die Länder einen Hinweis von Bundesverfassungsgerichtspräsident Andreas Voßkuhle auf. Er hatte bei der Urteilsverkündung zum NPD-Verbotsfahren auf die Möglichkeit hingewiesen, die staatliche Finanzierung verfassungsfeindlicher Parteien einzuschränken.

Kein Verstoß gegen die Chancengleichheit

Dem Ausschluss verfassungsfeindlicher Parteien von der staatlichen Unterstützung stehe der Grundsatz der Chancengleichheit der Parteien nicht entgegen, heißt es in den Gesetzesanträgen. Denn von diesem Grundsatz könne bei zwingenden Gründen wie der Verfassungsfeindlichkeit abgewichen werden.

Zum Beschluss erklärte Bundesratspräsidentin Malu Dreyer: „Wir wollen alles unternehmen, damit Parteien, die verfassungsfeindliche Ziele verfolgen und deren politische Konzepte die Menschenwürde missachten, nicht mit staatlichen Mitteln unterstützt werden.“

Wehrhafte Demokratie

Dreyer unterstrich, dass das Verfassungsgericht zwar ein Verbot der NPD abgelehnt, aber gleichwohl deren Verfassungsfeindlichkeit bestätigt habe. „Das Bundesverfassungsgericht hat mit aller Deutlichkeit und Klarheit festgestellt, dass die NPD verfassungsfeindlich ist und eine Beseitigung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung anstrebt.“ Nach den leidvollen Erfahrungen in der deutschen Geschichte bekenne sich das Grundgesetz zu einer wehrhaften Demokratie. „Der von der Verfassung gebotene Schutz der Parteien darf nicht dazu missbraucht werden, unsere Demokratie zu beeinträchtigen und zu zerstören“, mahnte die Bundesratspräsidentin.

Sie betonte die Entschlossenheit des Bundesrates, Parteien, deren Verfassungsfeindlichkeit festgestellt wurde, möglichst umfassend von öffentlichen Leistungen auszuschließen. „Wir wollen unsere Demokratie, unsere Freiheit und unsere Werte gegen ihre Feinde schützen“, so die Bundesratspräsidentin.

Prof. K.-A. Schwarz

nicht zu vereinbaren sind. Daneben sind es die Möglichkeit gleichberechtigter Teilhabe aller Bürger am politischen Prozess, die ebenso zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung zählen wie die Rückbindung aller Staatsgewalt an das Volk sowie das Rechtsstaatsprinzip mit der Rechtsbindung aller staatlichen Gewalt, einer entsprechenden Kontrolle dieser Staatsgewalt durch unabhängige Gerichte sowie das staatliche Gewaltmonopol.

Nach einhelliger Ansicht des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgerichts ist das politische Konzept der NPD auf die Beseitigung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung gerichtet. Dies gilt zum einen – wie das Gericht sehr ausführlich darlegt – für die Verletzung der Menschenwürde, die sich schon daraus ergibt, dass die Rechtsgleichheit gerade jenen vorenthalten werden soll, die nicht zu einer ethnisch definierten Volksgemeinschaft gehören. So formuliert das Gericht zur Menschenwürdegarantie des Art. 1 Abs. 1 GG: „*Menschenwürde ist egalitär; sie gründet ausschließlich in der Zugehörigkeit zur menschlichen Gattung, unabhängig von Merkmalen wie Herkunft, Rasse, Lebensalter oder Geschlecht. (…) Antisemitische oder auf rassistische Diskriminierung zielende Konzepte sind damit nicht vereinbar und verstoßen gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung*“.

Vielmehr geht es der NPD um die Ausgrenzung, Verächtlichmachung und weitgehende Rechtslosstellung gesellschaftlicher Gruppen wie beispielsweise Ausländern, Migranten, religiösen oder sonstigen Minderheiten. Aber auch mit Blick auf das Demokratieprinzip zeigt die Programmatik der NPD, dass für eine Beteiligung ethnischer Nichtdeutscher kein Raum bestehen soll. Insgesamt macht das Bundesverfassungsgericht deutlich, dass das dem Nationalsozialismus in hohem Maße ähnelnde Konzept der NPD eine antisemitische Grundhaltung ebenso erkennen lässt wie eine Verächtlichmachung der bestehenden demokratischen Grundordnung.

Allerdings verlangt das Grundgesetz für ein Parteiverbot nicht nur die zuvor skizzierte Gesinnung; erforderlich ist vielmehr auch – wie es der Wortlaut von Art. 21 Abs. 2 GG zum Ausdruck bringt – ein „*darauf ausgehen*“, also eine erfolgreiche Durchsetzung ihrer Ziele bzw. ein entsprechend ernsthafter Versuch. Anders als noch im KPD-Verbotsurteil von 1956 verwendet das Gericht nicht mehr die „*aggressiv kämpferische Grundhaltung*“ der Partei und ihrer Mitglieder als Voraussetzung eines Verbots; war damals ein Parteiverbot auch noch möglich, wenn „*nach menschlichem Ermessen keine Aussicht darauf besteht, dass die Partei ihre verfassungswidrige Absicht in absehbarer Zukunft werde verwirklichen können*“, so liegen die Hürden damit nun bedeutend höher.

Nicht ausreichend ist also allein eine gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung gerichtete Zielsetzung, da es sich bei dem Parteiverbot gerade nicht um ein Gesinnungs- oder Weltanschauungsverbot handelt. Da aber die NPD nach Ansicht des Bundesverfassungsgerichts weder über die Aussicht erfolgt, bei Wahlen eigene Mehrheiten zu gewinnen, noch ihr im Rahmen des politischen Prozesses ernsthafte Möglichkeiten eröffnet sind, ihre verfassungsfeindlichen Ziele erfolgreich zu verfolgen, fehlt es aber an einer notwendigen Voraussetzung – nämlich der spürbaren Gefährdung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung – eines erfolgreichen Verbots.

Analyse und Bewertung der Entscheidung

Schon mit dem ersten Leitsatz der Entscheidung wird deutlich, in welchem Spannungsverhältnis das Parteiverbotsverfahren angesiedelt ist, heißt es doch in der Entscheidung, dass das Parteiverbot die schärfste und überdies zweischneidige Waffe des demokratischen Rechtsstaats gegen seine organisierten Feinde darstellt. Das Gericht greift damit einerseits einen Gedanken auf, der sich bereits bei *Saint-Just* mit dem Satz „*Keine Freiheit den Feinden der Freiheit*“ findet; man mag sich aber auch an *Rosa Luxemburg* und ihren Satz „*Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden*“ erinnert fühlen.

Insgesamt ist aber der vollständige Ausschluss einer Partei vom demokratischen Diskurs innerhalb einer Gesellschaft unstreitig ein erheblicher Eingriff in das demokratische Prinzip – verstanden als prinzipiell gleiche Teilhabe an der politischen Willensbildung –, der nur unter Berücksichtigung strikter Maßstäbe zulässig sein darf.

Gleichwohl darf nicht übersehen werden, dass Parteien gerade nicht die Möglichkeit eröffnet werden soll, die ihnen von der Verfassung garantierte Freiheit zum Kampf gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung zu missbrauchen. Letzten Endes geht es beim Parteiverbot um das Paradoxon eines Schutzes der Freiheit durch eine Beschränkung der Freiheit.

Gleichzeitig macht das Bundesverfassungsgericht aber auch deutlich, dass auch bei einem Parteiverbot dem Prozess der politischen Willensbildung, und hier in Sonderheit der grundrechtlichen geschützten Meinungsfreiheit, Rechnung getragen werden muss. So geht nach zutreffender Ansicht des Gerichts das Grundgesetz davon aus, dass nur eine ständige geistige Auseinandersetzung zwischen den einander begegnenden sozialen Kräften, den politischen Ideen, und damit auch den diese vertretenden Parteien, der richtige Weg zur Bildung des Staatswillens ist. Dabei vertraut die Verfassung auf die Kraft dieser Auseinandersetzung als wirksamste Waffe auch und gerade gegen die Verbreitung totalitärer und menschenverachtender Ideologien.

Es mag einen zunächst – wie auch der Präsident des Gerichts, Andreas Voßkuhle in der mündlichen Urteilsbegründung ausführte – irritieren, dass das Bundesverfassungsgericht in Ansehung der offenkundigen Nähe der NPD zum Nationalsozialismus gleichwohl kein Verbot der Partei ausgesprochen hat; gleichwohl ist die Entscheidung kein Persilschein, denn sie stigmatisiert die NPD als das, was sie in der Tat ist, nämlich eine verfassungsfeindliche Partei, der aber das Potential fehlt, mit Aussicht auf Erfolg die freiheitliche demokratische Grundordnung umzustürzen. Zu Recht hat das Gericht darauf verwiesen, dass das gegenwärtig vorhandene Aggressionspotential der NPD mit den präventiven Mitteln des Polizeirechts ebenso bekämpft werden kann wie mit den repressiven Mitteln des Strafrechts, um so die Freiheit des politischen Prozesses ebenso zu schützen wie einzelne vom Verhalten der NPD Betroffene.

So sind Fremdenhass und Ausländerfeindlichkeit sowie Rassismus strafrechtlich zu ahnden, nicht aber durch Parteiverbote. Das aber bedeutet, dass Polizei und Justiz zur Erfüllung dieser Aufgabe gestärkt werden müssen. Und das Bundesverfassungsgericht hat zudem einen weiteren Hinweis gegeben, wie die Politik auf das Phänomen verfassungsfeindlicher Parteien reagieren kann. Es sei nämlich am Gesetzgeber, zu entscheiden, ob nicht auch der Entzug der staatlichen Finanzierung extremistischer Parteien oder beispielsweise zeitlich befristete Verbote der politischen Betätigung eine sinnvolle Reaktionsmöglichkeit des (verfassungsändernden) Gesetzgebers sein könnte. Diese Frage zu beantworten, war indes nicht Aufgabe des Gerichts.

Das Gericht hat letzten Endes den Mut gehabt, allein auf die Freiheit zu setzen, weil es dem Grundgesetz fremd wäre, Gesinnungen zu verbieten. Im Übrigen ist auch zu berücksichtigen, dass kein Verbot in der Lage ist, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus zu beseitigen; dies bleibt eine Aufgabe der Gesellschaft. So gesehen ist die Entscheidung eine Aufforderung zum Diskurs, nicht aber zum Verbot; man mag zwischen den Zeilen der Entscheidung auch die Botschaft lesen, die

NPD sei zu unbedeutend, um ein Verbot zu rechtfertigen; sie ist das „Salz in der Suppe der Demokratie“ und zwar einer so starken und gewachsenen Demokratie, die durch die Anhänger der NPD und ihr Gedankengut nicht in ihren Grundfesten zu erschüttern ist.

Das ist der Geist der Freiheit, der das Wesen einer freiheitlichen Verfassung ausmacht. In diesem Sinne zeichnet sich die freiheitliche Verfassung des Grundgesetzes dadurch aus, dass Andersdenkenden nicht mit Verboten, sondern mit der Kraft von Argumenten begegnet wird.

Wenn man die Entscheidung als mutig bezeichnen möchte, so darf man aber nicht übersehen, dass Mut natürlich auch das Risiko des Scheiterns bedeutet. Denn ohne Risiko ist das Urteil des Bundesverfassungsgerichts auch nicht. Was passiert denn, wenn eine Partei die kritische Größe erreicht hat, um ein Verbot zu rechtfertigen? Ist dann der Vorwurf nicht viel eher zu vernehmen, man wolle sich eines missliebigen politischen Konkurrenten entledigen?

Besteht nicht gerade dann die Gefahr, dass in Ansehung der Größe und des Gefahrenpotentials der zu verbietenden Partei ein Verbot zu spät kommt, weil dem menschenverachtenden Handeln keine wirksamen Grenzen mehr gesetzt werden können. Das Bundesverfassungsgericht hat zwar eine rote Linie gezogen, die Parteien nicht überschreiten dürfen, aber im konkreten Fall hat das Gericht noch keinen Anlass gesehen, präventiv das Gemeinwesen zu schützen. Ob dies dem Gedanken eines „Wehret den Anfängen“ wirklich gerecht wird, ist das nicht zu bestreitende Risiko der Entscheidung.

Nun mag man dem Bundesverfassungsgericht zuletzt auch vorhalten, es habe in einem Akt vorauseilenden Gehorsams auch der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in Straßburg Rechnung getragen. Dieser verlangt für ein Parteiverbot, dass die Partei eine akute Bedrohung für das politische System eines Landes darstellen muss; indes greift der Vorwurf nicht, hat das Gericht zum einen deutlich gemacht, dass seine verfassungsrechtlichen Maßstäbe durchaus denen der Europäischen Menschenrechtskonvention entsprechen. Zum anderen darf nicht übersehen werden, dass das Bundesverfassungsgericht selbst von einer völkerrechtsfreundlichen Interpretation des deutschen Rechts ausgeht und dies auch selbst immer wieder eingefordert hat.

Genau dies folgt aber aus der Tatsache, dass Deutschland völkerrechtlich an die Vorgaben der Europäischen Menschenrechtskonvention gebunden und daher nicht befugt ist, einen Sonderweg in Sachen Parteiverbot zu gehen. Die Vorstellung, ein deutsches Parteiverbot der NPD würde aber in Straßburg aufgehoben werden, ist nun noch deutlich unerträglicher als das Scheitern des jetzigen Antrags, das bei Lichte besehen gerade kein Scheitern, sondern ein Akt maßvoll zurückhaltender Verfassungsrechtsprechung ist.

Und vor diesem Hintergrund erscheint es auch als ein riskantes Unterfangen, darauf zu spekulieren, ob der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte unter Hinweis auf nationale Gegebenheiten und kulturelle Traditionen bereit gewesen wäre, in Ansehung der spezifisch deutschen Erfahrungen mit Rassismus und Antisemitismus in der Vergangenheit, mildere Maßstäbe für ein Parteiverbot zu akzeptieren als in seiner eigenen Rechtsprechung angelegt sind.

Fazit und Ausblick

Mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts wird zunächst deutlich, dass das Gericht die NPD schonungslos und überzeugend als rechtsradikale, menschenverachtende, rassistische Partei gekennzeichnet hat; allein, die NPD stellt keine ernste Gefahr für die Bundesrepublik Deutschland dar. Und gerade dies wäre nötig gewesen, um den schärfsten aller rechtsstaatlichen Eingriffe in die vom Grundgesetz geschützte Freiheit der Teilnahme an der politischen Willensbildung zu rechtfertigen.

Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts macht aber vor allem eines deutlich: Ein Parteienverbot nach dem Grundgesetz ist kein Akt politischer Symbolik; es ist ein Ausnahmeinstrument, um verhindern zu können, dass auf schein-demokratischem Wege die Demokratie abgeschafft wird. Vielleicht mag es zum Schluss tröstend sein, dass die der Gesellschaft zugewiesene Aufgabe, politisch extremen, menschenverachtenden Parteien keine Bühne zu bieten, von dieser durchaus erfolgreich angenommen und gelöst wird:

So ist es der NPD noch nie gelungen, in den Bundestag einzuziehen und auf Landesebene ist der Erfolg nicht nur sehr gering; die Partei erweist sich – mehr mit sich selbst beschäftigt – als unfähig, maßgeblich Einfluss auf das politische Geschehen zu nehmen. Vor diesem Hintergrund ist die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aber vor allem eines: nämlich ein Vertrauensvorschuss in die Leistungsfähigkeit und Stabilität der parlamentarischen Demokratie, die aufgefordert bleibt, sich nicht vorschnell auf Verbote zurückzuziehen, wenn es die vornehmste Aufgabe von Demokraten ist, die Feinde der Demokratie mit demokratischen Mitteln zu entlarven und zu bekämpfen.

Und dies gilt nicht nur für die Ewiggestrigen der NPD; es gilt vor allem für solche Bewegungen und Parteien wie PEGIDA und AfD, die sich als Biedermänner ausgeben, aber in Teilen identischen ideologischen Vorstellungen folgen, wie sie auch die NPD vertritt. Hier helfen weniger Verbote als vielmehr konstruktive Diskussionen im demokratischen Diskurs.

Professor Dr. Kyrill-A. Schwarz ist Lehrstuhlinhaber am Institut für Staats- und Verwaltungsrecht und Rechtsphilosophie an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg.

Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Hier wurde das beantragte NPD-Verbot verhandelt.

© Bundesverfassungsgericht, bild_raum, Stephan Baumann, Karlsruhe.

Die Richterinnen und Richter des Zweiten Senats am Bundesverfassungsgericht. In der Mitte Prof. Dr. Andreas Voßkuhle, Vorsitzender des Zweiten Senats.

© Bundesverfassungsgericht, lorenz.fotodesign, Karlsruhe.

Warum Juden öffentliche Schulen meiden

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

„Als ich noch klein war, war es selbstverständlich, ein jüdisches Kind an einer öffentlichen Schule einzuschreiben. Heutzutage können Sie das vergessen, es ist nicht mehr möglich“, erklärt ein in Paris ansässiger jüdischer Familienvater im Gespräch mit der Online-Publikation „The Times of Israel“.

Fünfundzwanzig Jahre nachdem er sein öffentliches Pariser Gymnasium verlassen hat, erinnert sich der 43-jährige Informatik- und Kommunikationsfachmann Stéphane Tayar gern an die in einem der weltweit besten Bildungssysteme zugebrachten Zeit. „Man lernte, mit vollkommen unterschiedlichen Menschen umzugehen, ob mit Muslimen, Christen, Reichen oder Armen.“

Privatschulen

Als es jedoch soweit ist, seine eigenen Kinder, einen Sohn und eine Tochter, einzuschulen, entscheiden sich Stéphane und seine Frau für eine teure jüdische Einrichtung im Osten der Stadt, welche zu einem Netz privater, staatlich anerkannter Privatschulen gehört. „Das antisemitische Mobbing an einer öffentlichen Schule würde den Kindern zu sehr schaden“, befürchtet er.

Das Ehepaar teilt die Wahl einer Privatschule mit einer Mehrheit von mittlerweile zwei Dritteln der betroffenen Juden Frankeichs, wobei es bei rund der Hälfte von ihnen eine jüdische Schule ist, bei der anderen Hälfte eine katholische oder protestantische, so die neueste Statistik des französischen Zentralrates CRIF.

Besonders spektakulär zeige sich diese Entwicklung der letzten dreißig Jahre in der Haupstatdt und ihrer Umgebung, wo ca. 350.000 Juden leben, was 65 % der jüdischen Gemeinschaft landesweit entspricht. Hier findet man kaum noch jüdische Schüler in öffentlichen Schulen.

Angst

Zum einen die Angst vor judenfeindlichen Bekundungen jedwelcher Art, von Beschimpfungen bis hin zu physischer Aggression, sowie, zum anderen, die zunehmende Religiosität französischer und belgischer Juden sind der Grund nicht allein für die Abkehr Zigtausender von ihnen von staatlichen Schulen, sondern für eine mit ihr einhergehende generelle Tendenz, sich zu isolieren und auszugrenzen.

Dass ein direkter oder indirekter Zusammenhang zwischen gefühlter und/oder erlebter Stigmatisierung und der Hinwendung zum Glauben und zur identitätsstiftenden, verbindenden Glaubensgemeinschaft besteht, erscheint zumindest vorstellbar.

Die vermehrte Gründung jüdischer Schulen in den vergangenen Jahrzehnten ist allerdings, unabhängig von antisemitischen Umtrieben, noch einer weiteren Tatsache geschuldet. Die aus den ehemaligen französischen Kolonien in Nordafrika eingewanderten sephardischen Juden sind stärker traditionsgebunden und religiöser als viele ihrer in Frankreich geborenen Glaubensgenossen.

Selbstghettoisierung

Bereits 2004 hebt ein interner Bericht des Erziehungsministeriums eine Zunahme des Antisemitismus an Frankeichs Bildungseinrichtungen hervor. Relativ neu hingegen ist, dass zuweilen auch Lehrer involviert sind, wie z.B. ein Gymnasiallehrer, der kürzlich mit seinen Schülern auf Facebook das Vorurteil eines „jüdischen Komplotts“ teilte.

Wenn sich die Aggressionen auch vornehmlich in Sticheleien und verbalen Attacken erschöpfen, so kommt es in Einzelfällen dennoch zu Morddrohungen oder gar zu bewaffneten Übergriffen. So sollen 2013 am Ausgang einer staatlichen Schule des Pariser Westens mehrere Schüler einen jüdischen Klassenkameraden in die Enge getrieben und mit einem Messer bedroht haben, bis ein Passant dazwischen ging und das Kind rettete.

In den meisten Fällen gehen gewalttätige Übergriffe von muslimischen Tätern aus, mehrheitlich Maghrebiner oder Franzosen mit nordafrikanischen Wurzeln, welche als Racheakte für israelische Aktionen stellvertretend auf jüdische Opfer abzielen. Auch für Mohamed Merah, der 2012 in der Toulouser Schule Ozar Ha Tora einen Rabbiner und vier Kinder tötete, war Vergeltung für israelische Aktionen in Gaza das erklärte Motiv.

Dass auch konfessionelle Privatschulen keinen Schutz vor diesem sog. „neuen Antisemitismus“ zu bieten vermögen, zeigt gerade der Fall Merah in nur allzu offenkundiger Art und Weise. Gewährleisten können sie allenfalls den entspannteren Umgang der Schüler miteinander in einer befriedeten Atmosphäre des Schulalltags.

Alija ist kein Notausgang

Die Frage allerdings, ob Eltern gut daran tun, ihren diffusen Ängsten nachzugeben und dabei eine Art Selbstghettoisierung ihrer Kinder in Kauf nehmen und ob Vermeidungsstrategien prinzipiell eine angemessene Antwort auf Aggression sind, muss gestellt werden. Es handelt sich im Grunde um die gleiche Frage, die sich bei der Entscheidung für oder gegen Alija stellt, insofern Letztere nicht aus religiösen, ideellen oder ökonomischen Motiven, sondern als Flucht vor der Situation in Frankreich erwogen wird.

Zu dieser Frage hatte der frühere Premierminister Manuel Valls auf dem Höhepunkt des mittlerweile rückläufigen Auswanderungsbooms vor etwa zwei Jahren eindeutig Stellung bezogen, indem er seine Landsleute jüdischen Glaubens beschwor, ihrer Heimat nicht den Rücken zu kehren. Zu einem ähnlichen Schluss, wenn auch von einer gänzlich anderen Warte aus, kam seinerzeit auch Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia: „Alija ist kein Notausgang!“

Manche Eltern sind sich indes der Gefahr der selbst gewählten Abgrenzung durchaus bewusst, wie der Fall einer belgischen Mutter zeigt. Sie hatte ihren Sohn zunächst absichtlich in einer öffentlichen Schule in Uccle angemeldet, um eine ausschließlich jüdische Erziehung zu vermeiden. Dass sie ihn nach dortiger schlechter Erfahrung schlussendlich in einer konfessionellen Institution untergebracht hat, sieht sie lediglich als letzten Ausweg an.

Hierzu ist anzumerken, dass laut der Belgischen Liga gegen Antisemitismus LBCA antisemitisches Verhalten an belgischen Schulen noch häufiger auftritt und zudem zögerlicher geahndet wird als im Nachbarland Frankreich. Belgiens öffentliche Schulen, so befürchtet die Liga, werden bald „judenfrei“ sein.

Alija-Rückgang

Die Alija französischer Juden trägt, laut einer kürzlich in der Jerusalem Post erschienenen Studie, wesentlich zum israelischen Wirtschaftswachstum bei.

Geleitet wurde die auf Daten des Zentralbüros für Statistik und der Agence Juive erstellte Untersuchung von Daphna Abiram-Nitzan, Wirtschaftsprofessorin und Direktorin der Forschungsabteilung Einwanderung und Alija am Aharon-Meir-Zentrum der Bar-Ilan-Universität Ramat Gan.

Die hervorragend ausgebildeten und kaufkräftigen Einwanderer aus Frankreich sol-

len dem Staat eindeutig mehr Geld einbringen als sie ihn kostet. „Für jeden Schekel, den der Staat für die französischen Olim ausgibt, erhält er 15 Schekel zurück“, stellt Aviram-Nitzan fest und ferner, dass die Olim aus der Grande Nation das jährliche Bruttoinlandsprodukt um 0,46% erhöhen. Selbst Ruheständler seien rentabel, da eine Vereinbarung zwischen Israel und der EU die Auszahlung der französischen Renten im Heiligen Land erlaubt.

Allerdings, nach einem Rekord von 7500 in 2015, ging die Zahl der Einwanderer 2016 auf 4000 zurück und neuesten Prognosen zufolge wird sie in diesem Jahr nur noch 2000 betragen. Daran wird auch der jüngste Appell des israelischen Verteidigungsministers Avigdor Lieberman in französischen Medien nichts ändern. Dem Informationssender *France24* sagte er: „Es ist nicht euer Land, kommt nach Israel!“ Die Gründe für den Rückgang scheinen so vielfältig, wie sie seinerzeit auch für den Boom waren.

Zwei Heimatländer

Besonders fühlen sich viele jüngere Juden dem Land, in welchem sie geboren wurden und aufgewachsen sind, eng verbunden. So Jordan Jablonska, 22: „Ich will weiterhin die Marseillaise singen!“ Und François, dessen Schwester seit mehreren Jahren in Israel lebt, hebräisch spricht und beruflich integriert ist, weiß von ihr: „Die Franzosen bleiben dort unter sich.“

Aber auch Jean Max Skenadji, ein Mann mittleren Alters, der in der Nähe von Paris eine Kommunikationsagentur betreibt, sagt: „Ich habe zwei Heimatländer, Israel und Frankreich, und ich verstehe mich als Franzose jüdischer Konfession“. Ihm, der sich im Sechstagekrieg als einer der Ersten freiwillig meldete und sich häufig in Israel aufhält, ist dennoch die Identifikation mit seinem Geburtsland deutlich anzumerken. Er macht sowohl private als auch sachlich-politische Gründe für seine Entscheidung aus, in Frankreich zu leben.

Auch mag er seinem noch schulpflichtigen Kind eine solch radikale Umstellung nicht zumuten.

Aber, wie der Gründer und Vorsitzende des nationalen Büros zur Antisemitismusüberwachung, Sammy Ghozlan, bestätigt, stoßen auch gestandene Erwachsene auf zahlreiche sprachliche, administrative und berufliche Hürden. Es beginnt bereits bei der Führerscheinprüfung, die offenbar französische Olim, anders als z.B. Venezuelaner und Italiener, neu machen müssen, wobei selbst langjährige Fahrer häufig mehrmals durchfallen.

Hindernislauf

Dass trotz einiger Fortschritte seitens der israelischen Regierung, u.a. was die Hilfe bei Wohnungs- und Arbeitssuche betrifft, die Anerkennung französischer Diplome und Berufsabschlüsse einem Hindernislauf gleicht, ist ein offenes Geheimnis.

Ghozlan argwöhnt gar, dass einheimische Ärzte die Konkurrenz der besser ausgebildeten westeuropäischen Kollegen fürchten könnten. So wurde ihm selbst von einem Mediziner in Israel geraten, sich in Frankreich behandeln zu lassen. All dies kann nicht im Sinne der von der Agence Juive gewünschten und geförderten Alija sein.

In Frankreich zu bleiben kann jedoch, jenseits aller abschreckender Faktoren und persönlichen Gründe durchaus auch, wie bei Skenadji, ein bewusstes Bekenntnis zur Diaspora sein: „Die Diaspora ist ebenso notwendig zur Unterstützung Israels. Wir als Juden dürfen den Islamisten nicht einfach das Feld überlassen. Wer sollte außerdem vorort für Israel arbeiten, etwa durch Protest gegen Fernsehsendungen, in denen der Nahostkonflikt falsch dargestellt wird?“

Agence Juive

Eine gänzlich entgegengesetzte Meinung vertritt da Daniel Benhaïm, Direktor der Agence Juive de France. Von dem Wochenblatt der frankophonen Juden in Israel *Le P'tit Hebdo* zur Existenzberechtigung der Diaspora befragt, antwortet er: „Ich bin nicht überzeugt, dass heute, 2016, Israel von der Diaspora abhängig ist, ich glaube eher, dass es das Gegenteil ist, die Dinge haben sich gewendet.“

Dennoch räumt er ein: „Ich bin zutiefst überzeugt, dass jeder Jude seinen Platz in Israel hat. Trotzdem bin ich dagegen, bei denjenigen Schuldgefühle zu erzeugen, die sich entschieden haben, nicht in Israel zu leben. Es gibt nicht die „guten Juden“, die hier leben und die „schlechten“, die in der Diaspora bleiben.“

Integrationsbemühungen

Auf die oben erwähnte Studie zum Rückgang der Alija angesprochen, stellt Benhaïm der eindeutigen wissenschaftlichen Statistik seinen eigenen Interpretationsansatz gegenüber: „Alija ist nicht nur eine Frage der Zahlen ... es handelt sich nicht um das Wirtschaftswachstum eines Unternehmens, sondern um eine menschliche Entscheidung, die reifen muss“. Zudem verteidigt Benhaïm die Integrationsbemühungen des Staates Israel und mahnt, an die Adresse der französischen Immigranten gerichtet, sie müssten sich von dem Gedanken verabschieden, Israel alles beibringen zu wollen.

Welche unterschiedlichen Gründe auch immer für den Alija-Rückgang verantwortlich sind; was auffällt und Fragen aufwirft, ist die Tatsache, dass es dieselben Gründe bereits 2015 gegeben hat, sie jedoch gegenüber den Pro-Alija-Argumenten offensichtlich weniger ins Gewicht fielen als im darauffolgenden Jahr.

Warum dem so ist, darüber kann man nur vage Vermutungen anstellen. Sollte die Angst vor Anschlägen abgenommen haben? Insbesondere angesichts des Terrorangriffs von Nizza im Juli 2016 erscheint dies zumindest objektiv nicht gerechtfertigt. Aber Ängste sind bekanntlich irrational und orientieren sich nicht an objektiven Fakten. Vielleicht aber haben Frankreichs Juden einfach gelernt, mit ihren Ängsten umzugehen und zu leben, was den Rückgang der Alija in einem positiven Licht erscheinen ließe.

GPN

Klagemauer in Jerusalem. Foto: MBR.

Brüllaffen und Intellektuelle

Vor nicht allzu langer Zeit bedeutete in Jerusalem Französisch zu hören, dass die großen Ferien begonnen haben und sich die Touristen aus der Grande Nation an der Klagemauer oder in der Fußgängerzone der Ben Yehuda treffen.
Das hat sich seit etwa zehn Jahren grundlegend geändert. Mittlerweile gehören französische Einwanderer das ganze Jahr zum Straßenbild der Stadt. Ob in Bakaa oder in neueren Vierteln wie Pisgat Zeev und Gilo, wo die Wohnungen, vor allem für Familien, erschwinglicher sind, wird es zusehends frankophoner und neue Geschäfte entstehen, wo der Franzosen liebste Produkte wie das unausweichliche Baguette und Croissants zu haben sind.

Schlechtes Image

Doch wie erleben die Einwohner der Heiligen Stadt und anderer Orte generell die Immigranten? Eine vom neu gegründeten Verein Dialogia, geleitet von dem Philosophen und Soziologen Shmuel Trigano aus Algerien, in Auftrag gegebene Studie schreckt da die Demoskopen selbst auf. Für 80% der 517 befragten Israelis zwischen 18 und 65 Jahren, welche seit mindestes zehn Jahren im Land leben, lassen sich die Franzosen aus Angst vor Antisemitismus nicht aus freier Entscheidung in Israel nieder.
Und 22% bezeichnen die Olim gar als „Barbaren", „Brüllaffen" und „dreist"!
Außerdem habe der Oleh Chadasch die größte Mühe, Hebräisch zu lernen, spreche zumeist keine andere Sprache als Französisch und man identifiziere ihn, anders als etwa Amerikaner und Russen, mit einer einzigen Stadt: Netanya, wo sie unter sich blieben.

Hartnäckige Vorurteile

Am schockierendsten von den Umfrage-Ergebnissen, die das Rochink-Zentrum und die israelische Zeitung Yediot veröffentlicht haben, muss indes die von 16% der Befragten in einer kleinen Stichprobe geäußerte Überzeugung empfunden werden: „Die Franzosen sind reich!" Da haben sie ihr altes Heimatland auch wegen derartiger, als antisemitisch empfundener Vorurteile verlassen, um sie ausgerechnet in Israel wiederzufinden. 44% der Befragten beschuldigen die Olim aus Frankreich, die Immobilienpreise durch regen Erwerb in die Höhe getrieben zu haben.
Fragt man die Israelis schließlich, welche Wörter sie spontan mit den Franzosen verbinden, nennen sie: Meer, Sonnenbaden, Baguette, Croissants, Käse und Immobilien. Da macht das erklärte Hauptziel von Dialogia, der israelischen Gesellschaft das französische Kulturerbe näherzubringen, die intellektuelle Herausforderung der französischen Alijah zu erklären und die israelische Kultur zu bereichern, mehr als Sinn.

Optimistische Perspektive

Immerhin ist es tröstlich, dass 58% der Befragten prophezeien, die intellektuelle Kultur Israels werde durch die Nachkommen der Gallier gestärkt. So drehen sich die Gespräche in den einschlägigen Cafés um die nächste französische Produktion in der Filmothek, eine auf einem französischen Sender via Satellitenschüssel gesehenen Sendung oder den letzten „Prix Goncourt", der höchsten literarischen Auszeichnung.
Ferner werden den Einwanderern in der Beurteilung durch die Einheimischen als weitere positive Eigenschaften zugestanden: Höflichkeit (49%), Verlässlichkeit (50%), und, um in einer optimistischen Perspektive zu münden, denken 60%, dass die Olim zur Wirtschaft des Landes, 52%, dass sie zum Zionismus beitragen können, und 47%, dass die Integration innerhalb der kommenden 3 Jahre gelingen wird.
Die so unterschiedliche Beurteilung der französischen Olim liegt wohl ebenso an der Unkenntnis dieser Bevölkerungsgruppe, wie an der Spaltung innerhalb der israelischen Gesellschaft selbst. Deshalb sind sie etwa bei den Frommen Jerusalems beliebter als im weltlich orientierten Tel Aviv.
Auch wenn man geneigt sein mag, dem Ergebnis einer Umfrage mit einer solch wenig repräsentativen Stichprobe nicht blind zu vertrauen, so spiegelt sie dennoch die Momentaufnahme einer groben Tendenz wider. GPN

EU fordert Kennzeichnung

In Umsetzung eines EU-Beschlusses hat das französische Innenministerium auf der offiziellen Regierungswebseite Légifrance die Händler aufgefordert, Erzeugnissen, die im Westjordanland oder auf den Golanhöhen hergestellt wurden, den Vermerk „Israelische Siedlung" oder eine gleichwertige Kennzeichnung hinzuzufügen. Eine Etikettierung, die lediglich den Vermerk „Produkt aus dem Westjordanland" oder „von den Golanhöhen" trage, sei nicht akzeptabel. Betroffen sind vor allem Lebensmittel und Kosmetikartikel.
Die Europäische Kommission hat die Umsetzung der für sämtliche Mitgliedstaaten vorgeschriebenen Etikettierung begrüßt. Für die EU gehören die besetzten Gebiete nicht zum israelischen Staatsgebiet, da, wie es aus dem französischen Außenministerium heißt „die Ansiedlung von Siedlungen im Westjordanland und in Ost-Jerusalem eine illegale Aneignung von Gebieten darstellt, welche Gegenstand von Friedensverhandlungen zwischen den Parteien auf der Grundlage der Grenzen von 1967 sein sollten".
Israel wirft Frankeich vor, durch die Beschlussumsetzung den Boykott von Produkten aus Israel generell zu fördern. Bereits die Ankündigung der Entscheidung hatte den Zorn der israelischen Regierung und Netanyahus erregt.
So hatte das Außenministerium in einem Kommuniqué erklärt: „Die israelische Regierung verurteilt den Beschluss." Das Ministerium findet es „unverständlich und sogar beunruhigend, dass Frankreich entschieden hat, mit zweierlei Maß auf Kosten Israels zu messen", während es 200 territoriale Auseinandersetzungen weltweit gibt. GPN

Alltagsszene in Jerusalem. Foto: MBR.

Opération Sentinelle

Etwa 1700 gefährdete Standorte in ganz Frankeich werden seit den Pariser Anschlägen auf den Redaktionssitz der Satirezeitschrift Charlie Hebdo und den koscheren Supermarkt Hyper Casher im Januar 2015 durch die sog. „Opération Sentinelle“ (Operation Wachposten) geschützt, welche im Rahmen des seinerzeit ausgerufenen und seither mehrmals verlängerten nationalen Notstands ins Leben gerufen wurde.

Sie versteht sich als verstärkende Ergänzung zum sog. „Plan Vigipirate“, nach welchem das Militär die Polizei bei der Terrorismusvorbeugung unterstützt. Zu den als gefährdet eingestuften und von insgesamt ca. 10.000 Soldaten geschützten Einrichtungen gehören auch religiöse Institutionen. 26% davon betreffen die jüdische Religionsgemeinschaft.

Sicherheitsgefühl

Die „Jüdische Allgemeine“ ist der Frage nachgegangen, wie Daniel Bensoussan, Vorsteher der kleinen, etwa 800 Familien zählenden südfranzösischen Gemeinde Menton und der für die Sicherheit der etwa 30.000 Personen umfassenden jüdischen Gemeinden im gesamten Département Alpes Maritimes zuständige Yohan (der nicht mit vollständigem Namen zitiert werden möchte), die Opération Sentinelle einschätzen. Außerdem wie die Gemeindemitglieder mit der Militärpräsenz umgehen und wie sich diese auf das Gemeindeleben insgesamt auswirkt.

Übereinstimmend bestätigen beide zunächst den positiven psychologischen Effekt des Sicherheitsgefühls: „Die Familien sind weniger ängstlich und eher bereit, am Gottesdienst und an anderen Veranstaltungen teilzunehmen“, sagt Yohan. Allerdings sieht Bensoussan auch die Kehrseite der Medaille. Manche Veranstaltungen können untersagt werden. So musste das traditionelle Sukkot-Treffen am Strand von Menton, wo die Sünden ins Meer gespült werden sollen, ausfallen, obwohl er den Eindruck hatte, seine Gemeindemitglieder hätten das Ritual gern durchgeführt.

Da es sich beim Ausnahmezustand um eine staatliche Verordnung handelt, bleiben die Sicherheitsvorkehrungen nicht dem Ermessen der Gemeindeverantwortlichen überlassen, wobei Yohan jedoch betont, diese würden stets im Einvernehmen mit ihnen beschlossen. Was die konkrete Effizienz der Operation Wachposten betrifft, so ist Yohan überzeugt, „die Maßnahme wirkt nicht allein abschreckend, sondern erlaubt ebenso reaktive Gegenangriffe, wie es sich besonders in Nizza, der Hauptstadt des Départements, bereits bewährt hat“. Dass Terroristen allerdings in etlichen Fällen Lücken im System finden können, müssen sowohl er als auch Bensoussan zugeben.

Expertenkritik

Auch Michel Goya, Oberst der Landstreitkräfte und Militärschriftsteller, bemängelt in seinem Blog sarkastisch: „Verhindern Pfosten Überschwemmungen?“ Und der Chefredakteur der Zeitschrift Défense (Verteidigung), herausgegeben von der Hochschule für Nationale Verteidigung, setzt nach, die Soldaten seien nicht genügend für derartige Polizeiaufgaben trainiert.

Wenn die Kosten der Operation ins Feld geführt werden, so muss ergänzt werden, dass die Maßnahme zwar hoch subventioniert wird, sich jedoch ebenso der französische Zentralrat CRIF und auch diverse Verbände an der Finanzierung beteiligen.

Während Yohan die Militärpräsenz uneingeschränkt bejaht und erklärt: „Wir befinden uns im Kriegszustand“, nuanciert Daniel Bensoussan: „Vielleicht würde in kleinen Gemeinden wie der unsrigen die Polizei ausreichen.“ Hört man die spontane und entwaffnend ehrliche Bemerkung des jungen Mentoneser Rabbiners Shalom Betito, so stellt sich auch die Frage, ob die Opération Sentinelle dort nicht gar eine Art Boomerang-Effekt hervorgerufen hat: „Bevor die Synagoge bewacht wurde, wusste kaum jemand, dass es hier eine gibt“, sagte der Rabbi. GPN

Liberaler Dachverband

„Man mag sich darüber freuen oder nicht“, schrieb der Journalist Nathan Katz im November letzten Jahres in dem Wochenblatt Actualité juive, „das französische liberale Judentum hat sich eine Struktur gegeben, die Assemblée du judaïsme français“.

Da war in der Pariser Copernic-Synagoge offiziell der Konvent des liberalen Judentums ins Leben gerufen worden, als Dachverband von elf Gemeinden, davon fünf in Paris und sechs in der Provinz. Die Zusammenarbeit dieser Gemeinden mit dem Dachverband soll u.a. auf den Gebieten Jugendarbeit, Rabbinerausbildung und Erziehung erfolgen.

Weiter sieht der Konvent seine Aufgabe darin, die Stimme des liberalen Judentums in staatliche Institutionen und in liberale Strömungen weltweit hineinzutragen. Diese Stimme setzt sich für die fundamentalen Merkmale des liberalen Judentums ein: Vollständige Gleichberechtigung der Geschlechter, die Inklusion von Kindern, deren Vater allein Jude ist, volle Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen Paaren und Transsexuellen, erleichterte Übertritte und die Einbindung in moderne Wertvorstellungen.

Keine Selbstverständlichkeit

So wünscht sich Assemblée-Präsident Stéphane Beder, dass das Innenministerium einen Dialog mit allen Teilen des Judentums führen möge, und nicht nur mit dem 1808 von Napoleon gegründeten „Consistoire Israélite“, in den Augen des Staates das einzige Repräsentativorgan der mit ca. einer halben Million Mitgliedern größten jüdischen Gemeinde Europas.

Wie auch Katz bestätigt, ist der Gründungsakt alles andere als eine Selbstverständlichkeit, da schon die bloße Erwähnung des liberalen Judentums oft emotionsgeladene Reaktionen hervorruft. So bedauert Beder: „Unsere Beziehungen zum Konsistorium sind stark eingeschränkt. Wir sind weder in ihm noch durch ihn vertreten, daher unser Wunsch nach mehr Einheit. Wir haben nichts gegen die Orthodoxie und sind überzeugt, dass verschiedene Arten, das Judentum zu begreifen und zu leben, konfliktfrei nebeneinander bestehen können.“

Reger Zulauf

Das liberale Judentum umfasst insgesamt etwa zwei Millionen Menschen weltweit, wobei Frankreich als eines der wenigen Länder der Diaspora nur eine kleine Minderheit von Gemeindemitgliedern aufweist. Jedoch kann sich Stéphane Beder über ein Wachsen der Bewegung, über neuerdings regen Zulauf auch hierzulande freuen. „Unsere Talmud-Tora-Kurse werden immer voller und die Gläubigen bei unseren Gottesdiensten immer zahlreicher.“ Vielleicht nicht zuletzt, weil diese zuweilen von einer der drei Rabbinerinnen Frankreichs abgehalten werden.

GPN

UNSERE SERIE – TEIL 5

Unvergessliche Jahre 1941–1945

Nachgedruckt aus: Jüdische Gemeinde Würzburg und Unterfranken (Hrsg.), 1941–1945 Unvergessliche Jahre, Erinnerungen von Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Würzburg, deutsch-russische Edition, Würzburg 2015. bere.

Marat Gerchikov

Wie Mutter uns rettete

Weißrussland, ein kleines Städtchen Baranowitschi, 1941. Vor nur zwei Jahren war das noch eine polnische Stadt. Hier wohnen Polen, Juden, wenige Russen und Weißrussen.

Unsere Familie: Vater – Gerchikov Palter Lwowitsch – einer der Leiter der Bank-Filiale, ein überzeugter Kommunist, Parteimitglied seit den 1920er Jahren. Mutter – eine Schönheit – Rahel Solomonowna, die drei Kinder erzieht. Schwester Anna ist sechseinhalb, ich bin vier Jahre alt, der jüngste Bruder neun Monate.

Es ist noch der friedliche 21. Juni 1941. Am Abend soll mein Vater, Oberleutnant der Reserve, zu Manövern fahren. Zu Hause – eine lustige sorglose Abschiedsfeier mit Gästen von der Bank, Parteisekretär mit Gattin und anderen.

Das Bombardement der Stadt begann um vier Uhr morgens, noch vor der Ansage Molotows vom Kriegsausbruch. Am 22. Juni erfuhren wir, dass der Zug nach Lida, in dem mein Vater war, zerbombt wurde. Diese Information konnte nicht überprüft werden, und ob mein Vater überlebte oder nicht, wussten wir bis 1942 nicht.

Am Tag kommt – auf Anweisung des Parteisekretärs – sein Fahrer. Er soll die Familie seines Chefs aus der Stadt bringen und ist bereit, Mama mit Kindern mitzunehmen, allerdings ohne Gepäck, lediglich die Windeln für den kleinen Bruder durfte sie einpacken. Wie sich Mama und Schwester erinnerten, war es unterwegs heiß, und die Straße von Flüchtlingen, Soldaten der rückziehenden Armee und Autos überfüllt. Ein Bombardement begann. Ein offenes Feld, ein Versteck gibt es nicht. Kinder und Erwachsene kommen um. Nach 100 km Fahrt hält der Fahrer plötzlich an und sagt: „Weiter fahre ich nicht. Steigt aus. Ich fahre zurück nach

Марат Герчиков

Как мама спасала нас

Белоруссия, небольшой районный городок Барановичи, 1941 год. Лишь два года назад это был польский город. Поляки, евреи, немного русских и белоруссов - жители Барановичей.

Наша семья: отец, Герчиков Палтер Львович - один из руководителей городского филиала Банка, убеждённый коммунист, член ВКП(б) с 20-х годов; красавица мама - Рахиль Соломоновна, растящая троих детей. Сестре Ане шесть с половиной лет, мне - четыре года, младшему брату - девять месяцев.

Ещё мирное 21 июня 1941 года. Вечером отец, ст. лейтенант запаса, должен уехать на учения резервистов. Весёлые безмятежные проводы с гостями. В гостях банковское начальство, секретарь горкома партии с женой и т.д.

Бомбёжка города началась в четыре часа утра, ещё до выступления Молотова и объявления о начале войны. 22 июня - не проверенная информация о том, что поезд в город Лиду, на котором уехал отец, разбомблен. Выжил отец или нет, мама и мы не будем знать до 1942 г.

Днём, по поручению секретаря горкома, приезжает его водитель. Он вывозит из города семью начальника и готов взять маму с детьми, но без каких-либо вещей. Разве что пелёнки и распашонки для маленького братишки. Дальше, по воспоминаниям мамы и сестры: жара, дорога забита убегающими людьми, машинами и отступающей армией.

Началась бомбёжка. Открытое поле, спрятаться негде. Гибнут дети и взрослые. Проехав 100 километров, водитель внезапно останавливается и говорит: «Всё, дальше не поеду. Вылезайте. Возвращаюсь в Барановичи». Мамины попытки остановить один из пустых военных грузовиков безуспешны. Спастись хотят все, спасение в езде на предельно возможной скорости. Тогда мама идёт на отчаянный шаг: она становится вместе со мной посреди довольно узкой дороги. Первый же грузовик останавливается. За рулём майор. Люди, бывшие недалеко, быстро забираются в кузов грузовика. В том числе и мама с тремя детьми. В кузове можно было только стоять, прижавшись друг к другу. Одна молодая женщина успела посадить в машину только одну из двух своих маленьких дочерей, залезла сама, надеясь поднять в кузов вторую дочку, но машина вдруг рванула, и никакие крики и стук по крыше кабины не заставили майора остановиться. Воспоминание об этом грузовике - одно из первых моих воспоминаний о нашем бегстве, сохранившееся в детской памяти. На этой машине мы доехали до Бобруйска. Город горел. На третий день войны мама добралась с нами через Гомель в маленькую еврейскую Речицу, где жила в своём доме её мама, наша бабушка. На дверях дома висел замок, бабушку вместе с другими организованно эвакуировали в барже по Днепру.

В наших Барановичах уже немцы. Потом станет известно, что практически все евреи этого города, не успевшие убежать, были расстреляны. Назад в Гомель. Там жил с семьёй папин брат, Лев Львович Герчиков, учитель математики в железнодорожной школе. Только с помощью школы он смог, среди нарастающего хаоса, посадить в товарный вагон поезда свою семью и маму с нами. Поезд направлялся в Челябинск. Набитый людьми и детьми вагон я, кажется, тоже помню. Антисанитария, спёртый воздух, зопах мочи. Мудрено было ребёнку не заболеть. И я, конечно, заболел корью. Корь - очень заразная болезнь, в вагоне полно детей. В городе Куйбышев поезд встретила вызванная по каналам железнодорожников машина скорой помощи. Сидеть я не мог, 40 градусов, носилки, санитары. Что делать маме? «Не делай глупости»- трезво советуют едущие вместе родственники- «поезжай дальше с двумя детьми и с нами. Его положат в больницу, потом найдёшь». Но мамы не рассуждают трезво, мамы подчиняются не

Baranowitschi.“ Mamas Versuche einen leeren Militär-LKW anzuhalten blieben erfolglos. Jeder wollte sich retten, die Rettung sah man in möglichst schneller Fahrt ohne Halt. Mama ist verzweifelt und stellt sich mit mir an der Hand in eine enge Durchfahrt. Der erste LKW hält an. Am Steuer – ein Major. Menschen, darunter auch Mama mit uns, klettern in den Wagen. Da oben konnte man nur eng aneinander geschmiegt stehen. Eine junge Mutter hat es geschafft, eine ihrer beiden kleinen Töchter auf den Wagen zu heben und selbst hinaufzusteigen mit der Absicht, ihr zweites Kind von oben in den Wagen zu holen. Plötzlich setzte sich der LKW in Bewegung und nichts konnte den Major stoppen. Die Erinnerung an diesen LKW ist eine meiner ersten Erinnerungen von unserer Flucht. Mit diesem LKW kamen wir bis nach Bobruisk. Die Stadt brannte.

Am dritten Kriegstag gelangte Mama mit uns über Gomel in den kleinen jüdischen Ort Retschiza, wo ihre Mutter, unsere Großmutter, ihr eigenes Haus hatte. Am Haus hing ein Schloss; Großmutter wurde mit anderen mit einem Kahn per Dnepr evakuiert. Die Deutschen sind bereits in Baranowitschi. Nachher wird bekannt, dass alle Juden, die in der Stadt blieben, erschossen worden sind. Zurück nach Gomel. Dort lebte Vaters Bruder, Lew Lwowitsch, Mathematiklehrer in der Eisenbahn-Schule, mit seiner Familie. In dem zunehmenden Chaos gelang es ihm mit Beistand der Schule, seine Familie und uns in einen Güterzug zu stecken. Der Zug fuhr nach Tscheljabinsk. An den mit Erwachsenen und Kindern vollgestopften Waggon kann ich mich noch erinnern. Schwere Luft, Uringeruch, Schmutz. Kein Wunder, dass Kinder krank wurden. Ich erkrankte an Masern. Masern sind sehr ansteckend, im Wagen waren viele Kinder. In der Stadt Kuibyschew kam ein zum Zug bestellter Notarzt-Wagen. Ich konnte nicht sitzen, hatte 40 Grad Fieber, erinnere mich an eine Trage und Sanitäter. Was soll Mama tun? „Mach‘ keine Dummheiten“ – raten nüchtern die Verwandten. „Fahr mit den beiden Kindern weiter. Er kommt ins Krankenhaus, du wirst ihn später finden.“ Mütter handeln jedoch nicht aus Vernunft, sie hören auf ihr Herz. Und Mama bleibt mit meinen Geschwistern im fremden Kuibyschew. Ohne Geld, ohne Bekannte.

Ich weiß bis jetzt nicht, wie Mama mit uns in die Kolchose Kinel-Tscherkassy kam. Dort hat man uns ein kleines Zimmer zugewiesen, in dem ein großer russischer Ofen war. Auf der warmen Ofenbank verbrachten wir fast den ganzen Tag, da wir nichts zum Anziehen für die Straße hatten. Mama hatte sich eine Näh-

рассудку, а велению сердца. И мама забирает сестру и младшего брата и остаётся в чужом Куйбышеве. Без денег, без знакомых, без средств к существованию. Как мама оказалась вместе с нами в Куйбышевском районе в райцентре Кинель-Черкассы, я до сих пор не знаю. Там был колхоз. В колхозе нам дали пустующую небольшую комнату, в которой всё место занимала русская печка. Эта тёплая печка с пыльной лежанкой хорошо сохранилась в моей памяти. На этой лежанке с сестрой и братиком мы находились почти целый день, потому что гулять было и не в чём, и не с кем. Мама целый день сидела за одолженной швейной машинкой и шила что-то местным колхозникам. Расплачивались они картошкой, морковкой, иногда яйцами. Маме удавалось подкармливать и киевскую семью воюющего полковника, поскольку его жена была совершенно не приспособлена к тяжёлой колхозной работе. Но, когда полковник неожиданно приехал, он, благодарный, помог маме получить военный аттестат за отца, несмотря на то, что судьба отца никому не была известна.

В 1942 году военкомат сообщил маме о том, что политрук Герчиков тяжело ранен и проследует в санитарном поезде через Кинель-Черкассы. Отцу собирались ампутировать ногу, но, слава Б-гу, обошлось. Хотя после демобилизации и до конца своих дней он прихрамывал и страдал от болей. Мама повидалась с отцом. Вероятно, они вместе решили, что мама с нами уедет в деревню Дюртули в Башкирии, где в это время находилась семья его брата. Жизнь в этой башкирской деревне была нелёгкой. Главная еда - какой-то сваренный в кипятке жмых. Редкая праздничная еда - варёные картофельные очистки. Вместо сахара - сахарин. Поэтому дети и много лет после войны мочились по ночам. Отсутствие полноценной еды, так нужной детям, мама пыталась компенсировать рыбьим жиром, которого почему-то было достаточно. С тех пор у меня к нему аллергия. За дровами для печки мама с другими женщинами ездила в лес на другой берег красивой реки Белой. Там она простудилась, тяжело заболела, и эта болезнь, постепенно усиливаясь, мучила её до конца дней.

В деревне находился лагерь немецких военнопленных. Мы, дети, бегали посмотреть на пленных немецких солдат и офицеров. Истощённые пленные стояли за колючей проволокой, протягивали руки и жалобно просили: «Brot, Brot». Но нам, тоже голодным, нечего было им дать, даже если бы мы и хотели.

В 1942 году вернулся демобилизованный в связи с ранением отец. Стало полегче. В 1943 году мы отправились обратно через всю страну в освобождённую Речицу. Пришлось ехать через разрушенный Сталинград. Уничтоженный пустой город, остатки стен с проёмами окон, груды кирпича, воронки от снарядов. С тех пор я не могу забыть этот разбитый, но непобеждённый город. Может быть, здесь будет уместно посвящённое ему стихотворение.

Сталинград

Мне шесть. Распятый город-призрак
Степное солнце дожигает,
Мне шесть. Несмятая отчизна
Фашистов где-то доминает.

Со старым чайником на Волгу,
И, зачерпнув воды – назад,
Стакан – копейка, пьют недолго,
Бегу опять, копейкам рад.

«Налей, пацан»,- и дрогнул чайник,
И мимо пролилась вода,
Там, надо мной, стоял начальник,
Сам лейтенант! Вот это да!

Он пил усталыми глотками,
Пот вытирая рукавом,
И капли крупными слезами,
Со лба на щёки, а потом
Из гимнастёрки мятый рубль
Достал, не ожидая сдачи,
Сто кружек волжской сразу, вдруг,
Кто думал о такой удаче?!

И тут, собрав остатки сил,
«Уж лучше мы пускай умрём»,
Я очень гордо пробасил:
«С военных денег не берём».

maschine geliehen und nähte irgendwas für die Kolchosbauern. Diese bezahlten dafür mit Kartoffeln, Karotten, manchmal mit Eiern. Mama konnte sogar der Frau eines Obersts mit Lebensmitteln helfen, da diese der Kolchosarbeit überhaupt nicht gewachsen war. Als der Oberst plötzlich von der Front zu Besuch kam, half er Mama, das Militär-Zeugnis für Vater zu bekommen, obwohl Vaters Schicksal unbekannt war.

Im Jahr 1942 bekam Mama eine Nachricht darüber, dass Vater schwer verletzt sei und mit dem Sanitätszug mit Halt an Kinel-Tscherkassy transportiert würde. Man wollte Vater das Bein amputieren. Gott sei Dank kam es nicht dazu, obwohl er nach der Demobilisierung bis ans Ende seiner Tage ein wenig hinkte und Schmerzen hatte. Mama sah Vater. Wahrscheinlich haben sie gemeinsam beschlossen, dass Mama mit uns ins Dorf Dyurtyuli in Baschkirien fährt, wo zu der Zeit die Familie seines Bruders war.

Das Leben in diesem Dorf war nicht leicht. Gekochte Kartoffelschalen galten als seltenes Festessen. Wegen mangelhafter Ernährung litten viele Kinder an Bettnässen, auch noch nach dem Krieg. Mama versuchte die fehlende Nahrung durch Tran zu kompensieren, davon gab es genug. Seitdem bin ich allergisch gegen Tran.

Holz zum Heizen holte Mama mit anderen Frauen aus dem Wald am Ufer des schönen Flusses Belaja. Sie zog sich eine Erkältung zu, wurde krank und diese Krankheit quälte sie lebenslang. Im Dorf war ein Gefangenen-Lager. Wir Kinder liefen dort vorbei, um deutsche Soldaten zu sehen. Die entkräfteten Gefangenen standen am Drahtzaun und baten um Brot. Wir, auch hungrig, hatten aber nichts, was wir geben konnten, auch wenn wir es wollten.

Im Jahr 1942 wurde Vater wegen der Verletzung demobilisiert. Er kam zu uns. Das Leben wurde etwas erträglicher. Im Jahr 1943 begaben wir uns in das befreite Retschiza. Der Weg führte durch das zerstörte Stalingrad. Die vernichtete leere Stadt, Häuser-Ruinen, Berge von Bauschutt, Geschosstrichter … Seitdem kann ich diese ruinierte, aber unbesiegte Stadt nicht vergessen. In Retschiza wohnten wir im Haus der Großmutter. Nicht weit davon war ein Lazarett. Ich erinnere mich an Berge amputierter Arme und Beine, die die Krankenschwestern im Hof stapelten.

Bald wurde Vater zum Arbeiten in das befreite Brest versetzt. Im Jahr 1944 sind auch wir dorthin gezogen.

Ich kann den Morgen nicht vergessen, an dem wir von einer lauten Schießerei geweckt wurden. „Wahrscheinlich fiel Berlin“, sagte Papa. Wir rannten auf die Straße. Es schien, als ob die ganze Stadt Feuer gab und jubelte. Das war der 9. Mai 1945.

1941 - 1945 Unvergessliche Jahre

Israil Ioffe

„Ich lief zur Armee mit meinen Freunden…“

Als der Krieg begann, war ich 14 Jahre alt. Am 5. Juli 1941 gingen Mutter, Schwester und ich zum Bahnhof und warteten auf einen Zug, mit dem wir aus der Stadt fliehen konnten. Gerade wurde die Filzfabrik eva-

В Речице мы жили в доме бабушки, которую не застали в первые дни войны. Рядом был госпиталь, и я помню горы ампутированных забинтованных рук и ног, которые медсёстры складывали во дворе госпиталя. Вскоре отца направили на работу в освобождённый Брест. В 1944 году туда переехали и мы все. Не могу забыть утро, когда мы проснулись от громкой пальбы. «Наверное, взяли Берлин» -, радостно сказал папа. Мы выскочили на улицу. Небо дымилось следами ракетных выстрелов, казалось, что стреляет и ликует весь город. Это было 9 мая 1945 года.

Незабываемые 1941 - 1945

Израиль Иоффе

Я бежал в армию вслед за друзьями…

Когда началась война, мне было 14 лет. 5 июля 1941 г. мы с мамой и сестрой бежали из Витебска. Просто пришли на вокзал и ждали поезда, с которым можно было бы уехать. Как раз эвакуировалась валяльно-войлочная фабрика, и мы отправились с ней. В пути поезд не раз бомбили. Состав останавливался, люди разбегались и падали на землю. Мама прикрывала нас своим телом, говоря, что если упадет бомба, пусть уж мы погибнем сразу все вместе. Во время бомбежки она читала «Шма Израель».

В конце нашего путешествия мы попали в село Кинель-Черкассы Куйбышевской области. Там в 1942 г. я окончил семилетку, полной средней школы в этом населенном пункте не было.

В селе жили девять евреев из Варшавы, которым удалось убежать от нацистов и даже захватить с собой свиток Торы. Но им не хватало одного мужчины для миньяна, и они пришли в сельсовет чтобы узнать, не проживают ли поблизости евреи. Им указали на нашу семью. Придя к нам, они сразу же спросили маму, было ли мне сделано обрезание, а получив утвердительный ответ, пригласили меня на шаббат. После окончания молитвы мне дали причитающийся по праву кусочек пирога и налили немного вина. В голодное военное время такое угощение показалось мне роскошным.

Еще не достигнув 15 лет, я начал работать истопником на валяльно-войлочной фабрике: пилил и колол дрова, ставил в печь для сушки валенки, а затем доставал их оттуда - по 200 штук в день.

kuiert, und wir durften mitfahren. Unterwegs wurde der Zug öfters bombardiert. Er hielt an, die Menschen rannten auseinander und fielen auf den Boden. Mama stürzte sich schützend auf uns und betete das „Schma Jisrael“.

Wir kamen im Dorf Kinel-Tscherkassy (Oblast Kuibyschew) an. Dort ging ich zur Schule und beendete 1942 die 7. Klasse. Eine Mittelschule gab es im Dorf nicht.

Hier wohnten neun Juden aus Warschau, denen es gelungen war, vor den Nazis zu fliehen und sogar eine Tora-Rolle mitzunehmen. Ihnen fehlte der zehnte Mann (Minjan) für das Gebet. Sie erfuhren von uns und sprachen mit Mama. So wurde ich zum Schabbat bestellt. Nach dem Gottesdienst bekam ich ein Stückchen Kuchen und einen Schluck Wein. Das empfand ich damals als Luxus.

Mit nicht einmal 15 Jahren begann ich in der Filzfabrik als Heizer zu arbeiten: sägte und spaltete Holz, stellte die Filzpantoffel zum Trocknen in den Ofen und holte sie heraus – 200 Stück täglich. Später wurde ich als Vorarbeiter in die Kamm-Maschinen-Abteilung versetzt, wo ich nicht schlecht verdiente. Im Jahr 1943 wurde ich im Flugzeugwerk Nr. 1 aufgenommen, wo ich bis zum Kriegsende als Dreher in der mechanischen Abteilung arbeitete. Wir arbeiteten 12 Stunden am Tag, ohne Ruhetage, oft ohne das Werkgelände zu verlassen.

Einst wurde ich zum Chef-Ingenieur Samuil Jakovlewitsch Sak, dem 2800 Mitarbeiter unterstellt waren, bestellt. Er fragte mich, woher ich kam und wo meine Verwandten seien. Als er erfuhr, dass ich keine Bleibe habe, schickte er mich ins Jugendwohnheim. Von ihm bekam ich Essens-Karten. Damit konnte ich jeden Tag 100 g Brot bekommen, eine Schüssel voll Brei mit einem Tropfen Butter und ein Glas Tee.

Im Jahr 1944 versuchten einige Freunde und ich als Freiwillige an die Front zu gelangen. Da wir in einem Militärbetrieb arbeiteten, suchte man nach uns. Nach zwei Tagen wurden wir gefunden und für Deserteure gehalten. Als wir wieder im Betrieb waren, sagten manche Arbeiter, wir würden erschossen werden.

Der Meister redete auf mich beruhigend ein, und ich arbeitete weiter. Bald darauf wurde ich zum obersten Chef-Ingenieur des Werks, General-Major Kudysch, gerufen. Er fragte mich ausführlich über den Vorfall aus. Als er hörte, dass ich aus Witebsk kam, wurde er sichtbar besser gelaunt und sagte, wir seien fast Landsleute, denn seine Heimatstadt sei Mogiljow. Auf seine Frage, wie ich nur meinen Arbeitsplatz verlassen konnte, antwortete ich, dass ich mich meinen Freunden angeschlossen hatte, damit sie nicht dachten, dass Juden zum Kämpfen zu feige wären. Als der Vorfall geklärt war, durfte ich unbestraft weiter arbeiten, und ich setzte alles dran, sein Vertrauen zu rechtfertigen. Und ich habe die Schule (10 Klassen) absolviert, obwohl die Zeit zum Lernen nach Arbeitsschichten sehr knapp war.

Nach dem Krieg begann ich das Studium des Flugwesens in Kuibyschew. Wir mussten aber zurück nach Witebsk. In meiner Heimatstadt schrieb ich mich im Medizinischen Institut ein. Da ich Quereinsteiger war, bekam ich keine Brot-Karten und kein Stipendium. Ohne Brot und ohne Geld war jedoch das Überleben nicht möglich. Eine Freundin von Mama riet mir, ans Werkzeugmaschinen-Technikum zu gehen, was ich auch getan habe. Der Direktor des Technikums berücksichtigte mein Studium des Flugzeugwesens und setzte mich ins 3. Semester des Lehrgangs „Flugzeugbau“.

Nach dem Technikum-Abschluss absolvierte ich noch das Polytechnische Institut in Minsk. Ich arbeitete als Leiter der Eichbehörde in Borissow, dann als Direktor des Werks „Etalon“ in Brest. Man musste viel und gut arbeiten, denn nur so konnte man sich in leitenden Positionen behaupten.

Später wurde ich Vorstands-Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Brest.

Im Jahr 2000 emigrierte ich nach Deutschland.

Позже меня назначили мастером смены чесального цеха, где я уже неплохо зарабатывал.

В 1943 г. я поступил на Авиационный завод № 1 им. Сталина, где до конца войны работал токарем в механическом цеху. Мы трудились по 12 часов в сутки без выходных, на казарменном положении, порой в течение недели не покидая завода. Однажды мастер сообщил, что меня вызывает главный инженер цеха Самуил Яковлевич Зак, под началом которого было 2800 человек. Зак спросил, откуда я приехал, где мои родные и выдал стахановские талоны. По ним можно было ежедневно получать 100 г хлеба, тарелку каши, приправленной капелькой масла, и стакан чая. К тому же, узнав, что мне практически негде жить, он устроил меня в молодежное общежитие.

В 1944 г. мы с друзьями по общежитию, поддавшись порыву, попытались уйти добровольцами на фронт. Но ведь мы работали на военном производстве и через двое суток нас разыскали и сочли дезертирами, самовольно покинувшими свои рабочие места.

Нас вернули на завод и некоторые рабочие говорили, что нам грозит расстрел. Но мастер меня успокоил, и я продолжал трудиться в цеху.

Вскоре меня вызвал генерал-майор Кудыш, главный инженер всего завода, и начал подробно расспрашивать обо всем произошедшем. Услышав, что я бежал из Витебска, он подобрел и сказал, что мы почти земляки, его родной город - Могилев. На вопрос Кудыша: «Как же ты смог оставить свое рабочее место?», я объяснил, что бежал в армию вслед за друзьями, чтобы они не подумали, что евреи боятся воевать. Разобравшись во всем, он не только отпустил меня без всякого взыскания, но и распорядился выдать мне материальное пособие. Оправдывая такое доверие, я работал очень старательно и постоянно получал стахановские талоны. А кроме того, еще и окончил десятилетку, хотя времени на учебу почти не оставалось.

После окончания войны я начал учиться в Куйбышевском авиационном институте, но нам нужно было возвращаться в Витебск. В родном городе я поступил в мединститут, но так как к тому времени основной прием уже был закончен, то мне не выдали хлебную карточку и не зачислили на стипендию. А ведь без всего этого было просто не выжить. По совету маминой подруги я направился в станкоинструментальный техникум, где можно было получить и карточки, и стипендию. Директор техникума по фамилии Мильман, учитывая то, что я успел какое-то время проучиться в авиационном институте, зачислил меня на второй курс по специальности «Самолетостроение».

После техникума я закончил Минский политехнический институт. Работал начальником управления Комитета стандартов мер и приборов в г. Борисове, а затем директором завода «Эталон» в г. Бресте. Приходилось трудиться, прикладывая максимум усилий и стараний, потому что без этого удержаться на руководящей должности было невозможно.

Позже я был избран председателем Правления еврейской общины Бреста, а в 2000 году эмигрировал в Германию.

Augsburg

Vor genau hundert Jahren wurde die prächtige Synagoge in der Halderstraße eingeweiht. Das Gotteshaus, das während der Nazi-Zeit geschändet, aber nicht ganz zersört wurde, zählt zu den schönsten Jugendstil-Synagogen weltweit. Durch das Bestreben des früheren Gemeindepräsidenten Julius Spokojny konnte die Synagoge 1985 wieder in neuem Glanz erstrahlen.

Im Jubiläumsjahr 2017 feiert die Israelitische Kultusgemeinde Augsburg ihre Synagoge am 28. Juni mit einem großen Festakt. Dazu haben der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer und der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland Dr. Josef Schuster ihre Teilnahme bereits fest zugesagt. Auch der Regierungspräsident von Schwaben und Augsburgs Oberbürgermeister werden neben den Vertretern der Kirchen zu dem Festakt kommen. Das Philharmonische Orchester des Stadttheaters Augsburg wird die Feier musikalisch umrahmen. Ein Jubiläumskonzert mit dem „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy ist für den 2. Juli geplant.

Neben den Vorbereitungen für das Jubiläumsprogramm sind wir weiterhin intensiv mit den Planungen für die anstehende Generalsanierung der Synagoge und ihrer Nebengebäude beschäftigt (siehe dazu auch den ausführlichen Bericht in unserem letzten Rosch Haschana-Heft vom September 2016, d. Red.).

Unser traditionelles Neujahrskonzert mit dem Ensemble „Feygele“ wird noch vor Rosch Haschana am 17. September in der großen Synagoge, Halderstraße, stattfinden.

Gemeindepräsident Alexander Mazo und Rabbiner Dr. Henry G. Brandt wünschen den Mitgliedern, Freunden und Bekannten ein „Chag Pessach Sameach“.

Josef Strzegowski, Referent für öffentl. Arbeit

Bamberg

In diesem Jahr war das Chanukka-Fest ein besonders fröhliches Erlebnis in der IKG Bamberg. Mit der kurzen, aber ausdrucksstarken Begrüßung des 1. Vorsitzenden Martin Arieh Rudolph ging es los.

Vor dem Kerzenzünden an den Chanukkiot haben die Kinder zusammen mit Rabbiner Dani Danieli die Brachot gelesen. Danach sangen alle Maos Zur.

Anschließend führte unsere Jugendtheatergruppe das Theaterspiel „Kein Mensch ohne Fehler“ auf. Die Hauptrolle, den weisen Juden, spielte Amalia Ovakimyan. Die Gestaltung des Theaterstücks übernahm Frau Manastyrskaia, Jugendreferentin der IKG, in Zusammenarbeit mit ihrer pädagogischen Hilfskraft Felix Lehle, Student der Universität Bamberg. Bunte Kostüme und ein prächtiges Bühnenbild ergänzten das wunderbare Theaterstück. Die Gruppe tritt schon seit fünf Jahren auf und bemerkenswerterweise hätten die Kinder und Jugendlichen ihre schauspielerischen Leistungen immer weiter verbessert, meinten die Zuschauer.

Ein großes Dankeschön geht an die ehrenamtliche Helferin Zitserman Raysa für ihre Mühe bei der Kostümgestaltung und -herstellung. Außerdem an Tsilia Kutcher für die Unterstützung bei der Jugendarbeit und der Organisation des Festes.

Highlight des Abends war der Auftritt unserer neuen Tanzgruppe. Nur einen Monat übten die Frauen der IKG unter der Leitung von Assia Spivak die jüdischen Tänze. An Chanukka konnten sie ihr Programm freudig und souverän präsentieren.

Ein Dank geht auch an die Musiker Dmitri Braudo und Evgenij Fishkin, die den ganzen Abend musikalisch umrahmten und für die gute Laune der Gäste sorgten.

Manastyrskaia/Lehle

Bayreuth

Die „Alte Münze“ in der Münzgasse wird neben der Synagoge, deren Restaurierung vor dem Abschluss steht, zu einer neuen Mitte für die jüdische Gemeinde. Gerade laufen die Untersuchungen der Archäologen und Bauforscher. Die gehen dem Haus aus dem 18. Jahrhundert tief auf den Grund.

Im Dachstuhl mit den weiß gekalkten Balken steht der Bauforscher Robert Endres und macht eine millimetergenaue Vermessung des Dachstuhls. Das Bild, das auf seinem Laptop zu sehen ist, zeigt sehr genau, wie die Balken des Dachtragwerks stehen und liegen.

Knapp 230 Jahre alt ist die ehemalige Alte Münze. „Die Restaurierung und der Umbau des denkmalgeschützten Hauses zum Jüdischen Kulturzentrum in enger Nachbarschaft zur Synagoge soll so schnell wie möglich beginnen“, sagt der Bayreuther Gemeindevorsitzende Felix Gothart. „Es ist uns gelungen, wie schon bei der Synagoge, ein renommiertes Büro für das Projekt zu gewinnen.“

Das Architekturbüro Kister Scheithauer Gross aus Köln hat auch den Neubau der Synagoge am Weinhof in Ulm geplant. „Ich denke, es ist eine Bereicherung für Bayreuth, Architekten von Format zu haben“, sagt Gothart und blickt in Richtung Synagoge, die nach den Plänen der Architekten Wandel Höfer Lorch in historischer Hülle einen an den Ursprungsbau angelehnten Innenraum zurückbekommen hat. „Dort sind wir zu 99 Prozent fertig. Es fehlen nur noch einige Kleinigkeiten“, sagt Felix Gothart, „wir gehen davon aus, dass Mitte 2017 die Einweihung des Kultusbereichs stattfindet“. (Einen ausführlichen Bericht über die Generalsanierung der historischen Synagoge finden die Leser im letzten Heft vom Dezember 2016, d. Red.)

In Bayreuth sieht man die Weiterentwicklung in der Münzgasse mit dem „Projekt eines jüdischen Kultur- und Gemeindezentrums als wichtigen Baustein einer attraktiven, innerstädtischen Kulturmeile“, sagt der Pressesprecher der Stadt, Joachim Oppold. Die Stadt habe der Israelitischen Kultusgemeinde die ehemalige Alte Münze vor gut zwei Jahren übertragen.

„In der Alten Münze wird ein Kulturzentrum entstehen, im Erdgeschoss unter anderem ein jüdisches Museum. Daneben haben wir Räume für Veranstaltungen“, sagt Gothart.

In der Tagessynagoge in der Alten Münze wurde das religiöse Gemeindeleben und die Durchführung der Feiertage trotz der umfangreichen Umbaumaßnahmen in der Synagoge in gewohnter Weise fortgesetzt.

Die IKG Bayreuth freut sich, dass das kul-

Die Synagoge in Bayreuth.

turelle Leben mit der Ausstellung „Dreiklang: Berichte aus dem Leben der jüdischen Lyrikerin Hilde Marx“, einer ehemals nach Amerika emigrierten Bayreutherin, ein Highlight zu verzeichnen hatte.
Die Schau fand noch vor dem Beginn der Sanierung des zukünftigen jüdischen Kulturzentrums der IKG Bayreuth als eine gemeinsame Veranstaltung der Kuratorinnen Dr. Katharina Fink (Univ. Bayreuth) und Nicole Richwald (Baensch-Studio) und der Jüdischen Gemeinde statt. Sie widmete sich anhand von Originaltexten, Objekten und Medienbeiträgen dem Leben und Werk der in Bayreuth aufgewachsenen Dichterin und Journalistin (1911–1986). Ihr voraus gingen Recherchen und Interviews mit Nachfahren in den USA. Eine Gastpoetin aus Johannesburg/Südafrika, Manape Shogole, interpretierte das Werk aus der Perspektive der Gegenwart.
Hilde Marx, als einzige Tochter einer Unternehmerfamilie in Bayreuth geboren, erfuhr früh den Antisemitismus der Wagnerstadt. Die Jean-Paul-Preisträgerin studierte Zeitungs- und Literaturwissenschaften in Berlin, bis ihr die zunehmenden Repressalien der Nationalsozialisten auch dies unmöglich machten. Dennoch veröffentlichte sie zwei Gedichtbände in Deutschland, bevor sie 1939 in die USA emigrierte und dort schnell im Umfeld der Aufbau-Redaktion Fuß fasste. Ihr Band „Bericht“ aus dem Jahr 1951 legt Zeugnis über die Schoa ab. Ihr Lebensmotto: Die Gleichheit aller Menschen. Die Wiederauflage der drei Gedichtbände im Bayreuther Verlag Himmelgrün war Teil des Projekts.
Zwei der Töchter von Hilde Marx, Aviva Weldon und June Kaplan, reisten eigens zur Vernissage an und diskutierten mit Jugendlichen über die Bedeutung der Erinnerung und das „freie Wort“, wie eines der Gedichte ihrer Mutter betitelt ist. Die Töchter begleiteten das Projekt weiterhin – wie auch die Enkelin, Sängerin Julia Weldon aus Brooklyn/New York.
Die Ausstellung, zu sehen im November und Dezember 2016, fand regen Zuspruch: Auch über 200 Schulkinder sowie die Deutschkurse für Geflüchtete der Universität besuchten die Ausstellung und setzten sich mit Fragen um Antisemitismus, Rassismus, Vertreibung und Beheimatung auseinander – dies immer entlang der Gedichte der Lyrikerin.
Ein umfassendes Kulturprogramm begleitete die Ausstellung, die als Gemeinschaftsprojekt der IKG und der Kulturschaffenden weiterzieht. Als eine der nächsten Stationen ist New York geplant – die Stadt, von der Hilde Marx schrieb, dass sie einer verlorenen „Heimat“ am nächsten komme. *IKG Bayreuth*

Erlangen

Chanukka auf dem Hugenottenplatz

Im letzten Dezember, zu Chanukka 5777, feierten wir ein kleines Jubiläum. Vor 10 Jahren, 2006, haben wir zum ersten Mal öffentlich Chanukka-Kerzen auf dem Hugenottenplatz angezündet. Nach zehn Jahren kann sicher schon von einer Tradition gesprochen werden.
Eine Tradition, die die Jüdische Gemeinde und die Menschen in Erlangen nähergebracht hat.
Gefertigt wurde die öffentliche Chanukkia in der Siemenswerkstatt von Gesellen und Gehilfen und dann der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen als Spende überreicht. Auch daran erinnern wir in jedem Jahr. Wir zünden die Lichter nicht nur in Synagogen und unseren Wohnungen, wir verbreiten auch das Wunder. Wir stellen die Lichter in unsere Fenster und auf den Platz mitten in der Stadt. Alle sollen es sehen.
Gemeinsam mit Bürgermeister Dr. Janik, mit Rabbiner Meir Daus, den Bürgern der Stadt Erlangen, der Jüdischen Kultusgemeinde und den Studenten der Universität zünden wir die Chanukkia als Zeichen des Wunders und des Dialogs, als Zeichen der Toleranz und der Menschlichkeit, jedes Jahr aufs Neue.

Der jüdische Studentenclub in Erlangen

Die Geschichte fing vor sieben Jahren an, als es in Erlangen nur drei sichtbare jüdische Studenten gab. Nachdem einer nach Israel auswanderte und der zweite zurück nach Amerika zu seiner Familie ging,

wussten wir, dass in der Gemeinde etwas unternommen werden musste, um jüdische Studenten in die Gemeinde zu bringen.
Wir wussten auch, dass es jüdische Studenten in Erlangen gab, die sich gegenseitig und uns nicht kannten. Erste Kontakte zu den Studenten in Nürnberg, Fürth und Bamberg wurden aufgenommen, über Facebook wurde die Gruppe erweitert und bekannt gemacht. Mittlerweile sind wir von drei auf über vierzig Studenten angewachsen.
Mit unseren Veranstaltungen, Spieleabenden, Grillfesten, Stammtischen und den gemeinsamen jüdischen Festen waren wir in den letzten Jahren recht erfolgreich und konnten die meisten jüdischen Studenten erreichen. 2016 war ein besonderes Erfolgsjahr, auch durch eine Projektfinanzierung des Zentralrats der Juden. Dadurch konnten über 30 Veranstaltungen angeboten werden: Stammtische, Studenten-Schabbatot, gemeinsame jüdische Feste, Alpentouren und Kanufahrten.
Ein besonderes Ereignis und eine besondere Ehre war der Besuch und der Vortrag von Prof. Roald Hoffmann, Nobelpreisträger für Chemie im Jahr 1981. Ich möchte ich mich im Namen aller Studenten beim Vorstand der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen bedanken und bei meinem Kommilitonen und guten Freund Ohad Sharon für sein Engagement und seine ständige Hilfsbereitschaft im Studentenclub Erlangen. *Chaim Haidar*

Lag Baomer

Am Sonntag, 14. Mai 2017,
18. Ijar 5777, um 15 Uhr:
Grillfest und Garten-Konzert
mit Alexey Kotchekov und der Oriental Group aus Berlin (gefördert vom Zentralrat) in der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen, Rathsberger Straße 8b.

Tahara-Haus

Am Sonntag, 25. Juni 2017,
1. Tamus 5777, um 12 Uhr:
Einweihung des denkmalgeschützten Tahara-Hauses auf dem jüdischen Friedhof in Erlangen, Rudelsweiher Straße 85.

Hof

Unser Gemeindeausflug Ende letzten Jahres brachte uns nach Amberg und Sulzbach-Rosenberg. In Amberg besichtigten wir nach einer Stadtführung die alte Synagoge, die während des Zweiten Weltkriegs nicht zerstört wurde, weil im Gebäude auch Wohnungen waren, in denen keine Juden wohnten.
In Sulzbach-Rosenberg haben wir eines der ältesten Synagogenmuseen besucht. Das Gebäude war von 1827 bis 1920 Synagoge. 2008 erwarb die Stadt das Haus, renovierte es und baute es zum Synagogenmuseum um. Die uralte Tora-Rolle darin hat uns am meisten beeindruckt.
Als Belohnung für das Suchen des Afikoman am letzten Pessach fuhren wir im November mit unseren Kindern und Jugendlichen nach Wien. Nach einem Stadtrundgang am ersten Tag besuchten wir am Abend in der Volksoper das Musical „Der Zauberer von Oz“. Wir alle fanden es großartig. Am nächsten Tag wanderten wir durch Wiens schönsten Park, den „Schönbrunner Schlosspark“. Dann besuchten wir das Hundertwasser-Haus, das zu den architektonischen Highlights Österreichs gehört.
Am 9. November 2016 begingen wir zusammen mit der Stadtverwaltung von Hof das Gedenken an die „Reichskristallnacht“. Nach der Ansprache des Oberbürgermeisters folgte eine Rede unseres Vorsitzenden Jakob Gonczarowski über Antisemitismus im Wandel der Zeit und dessen aktuelle Ausformung als Anti-Israelismus. Die Veranstaltung wurde von Gesängen von Anne Goldkorn und Hanna Vinichuk begleitet. Rabbiner David Goldberg beendete die Feier mit dem El Male Rachamim für die Ermordeten der Schoa.
Auch im November beteiligte sich unser Kinder- und Jugendzentrum „Simcha“ zum ersten Mal am Mitzwa-Day für unsere Senioren, und im „Klub Inyan“ hielten unsere Gemeindemitglieder interessante Vorträge. Familie Zelenko sprach über den „Verlorenen jüdischen Stamm“, Antonova Galina über den „Aufseher Tschaplin“ und Tsylia Berestetska über „Das Schicksal des unglaubwürdigen Ozeanographen Stanislav Kurilov“.
Zur Eröffnung der Chanukka-Feier präsentierten die Kinder und Jugendlichen unter der Leitung von Marina Pinis ein bewegendes Theaterstück mit Musik und Tanz. Danach gab es Latkes und Sufganiot. Aber was wäre eine Chanukkafeier ohne Lichter? Dieser Höhepunkt des Nachmittages war, als Rabbiner Goldberg mit den Kindern zusammen die Brachot zum Lichterzünden sang. Es folgte Musik unserer Gemeinde-Band mit Gesang von Sängerin Stella Ajnbinder. Während der Feiertage zündeten wir jeden Tag in der Hofer Altstadt Chanukka-Kerzen an und verteilten an die Teilnehmer und Passanten Sufganiot.
Im Januar gastierte in der Gemeinde das Trio „Vejgale“ aus Leipzig mit temperamentvollen Klezmer-Melodien. Eine Gruppe der Aktion „Zeugen der Zeitzeugen“ mit Jugendlichen aus Hof und aus der israelischen Stadt Kirjat Motzkin besuchte die Gemeinde zu einem Gespräch mit unserem Rabbiner David Goldberg und dem Vorsitzenden unserer Gemeinde Jakob Gonczarowski.

Regensburg

Chanukka

Zum Chanukkafest hatten wir drei Veranstaltungen organisiert. Am 27. Dezember luden wir alle Kinder, ihre Eltern und Großeltern zu einer Puppen-Komödie ein. Nach dem gemeinsamen Kerzenzünden und der Begrüßung durch die Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger begeisterte die Berliner Puppenmama Shlomit Tulgan mit ihren „Bubales“ alle Gäste. Mit jüdischem Witz erzählte das Multikulti-Puppentheater von Traditionen und der alten Geschichte des Chanukka-Festes. Es war ein pädagogisch geschicktes und didaktisch ausgezeichnetes Stück, das die Gegenwart und die Geschichte zur Zeit der Makkabäer genial verwob. Alle Kinder bekamen Geschenke und leckere Speisen.
Am 5. Tag von Chanukka war das Fest für die Erwachsenen. Viele Gemeindemitglieder und die Vertreter des „Freundeskreis Israel in Regensburg“ kamen in die Synagoge. Es herrschte eine festliche Stimmung und fünf Kerzen brannten. Rabbiner Josef Chaim Bloch begrüßte die Gäste und wünschte ihnen ein Chanukka voller Licht und Freude. Er führte die Teilnehmer tiefer in die Bedeutung von Chanukka ein. Er betonte, dass Chanukka ein Lichterfest sei. „Und das Licht ist das Leben, ist der Frieden, ist die Freiheit des Gewissens, ist die Seele des Menschen.“ Für Essen und Trinken, insbesondere für Krapfen und Latkes, bedankten sich alle bei den Gemeindeköchinnen.

Kinder-Chanukka

Oj Chanukke, oj Chanukke: Gemäß diesem schönen jiddischen Lied müsste in uns eine feierliche Stimmung aufkommen, wenn Chanukka, unser aller Lieblingsfest, naht! Aber ojwej, irgendwie ist es nicht immer so leicht. Die Schulkinder stöhnen unter den vielen Schularbeiten, Vokabeltests und dem Mathe-Chaos – und da soll man auch noch euphorisch sein!
Und ehrlich, in unserer Gemeinde stand ja eh „alles Kopf“ – ein Riesen-Loch da, wo früher der vertraute Gemeindesaal stand. Baustelle halt. Und da Chanukka so spät begann, keine Spur von irgendwelchen Lichtblicken in der so langen Dezember-Schulzeit. Keine Süßigkeiten, kein Hauch von Verschnaufpause, bis endlich Ferien sind!
Und dann wurde noch im Reli-Unterricht angekündigt, alle möchten doch am letzten 22. Dezember kommen, um gemeinsam die Chanukka-Feier mitzumachen. So ziemlich entkräftet vom vorletzten Tag des Dezember-Marathons trudelten dann doch die Schülerinnen und Schüler ein in einen wirklich schön geschmückten Raum.
Allein der Anblick der vollen Tische, der Teller mit allerlei Obst und der verräterische Duft von Latkes! Manch einer dachte, wie toll, dass ich gekommen bin! Klar, unsere Reli-Lehrerin musste zuerst ihre mitgebrachte Chanukkia mit den Löwen Jehuda und den beiden Gesetzestafeln aufstellen. Mark durfte als „unser Mann“ die Brachot singen.
Wenn Ihr wüsstet, wie glücklich und stolz unsere Lehrerin auf uns alle war, weil wir doch schon so schön aus dem Siddur beten und singen konnten! Nachdem die Pflicht erfüllt und noch die Geschichte von Chanukka kurz erzählt wurde, war es dann so weit und das leise Knurren im Bauch wurde lauter.
Endlich rief Elsa, unsere wunderbare Köchin, alle auf, zuzugreifen. Laut dankten wir auch Ludmila, der Gemeinde-Köchin, die leider nicht da war, aber deren Latkes uns so gut geschmeckt hatten. Auch die dazugekommenen Erwachsenen ließen es sich gut schmecken. Danke an die beiden tüchtigen Damen, die genau wissen, was uns schmeckt.
Dann gab es noch Chanukka-Geschenke: Süßigkeiten, Chanukka-Geld, einen Gutschein. Wir werden alle demnächst einen schönen gemeinsamen Ausflug machen. Vielleicht ein Mini-Machane, vielleicht eine Veranstaltung mit anderen jüdischen Gemeinden im Landesverband Bayern? Wissen wir noch nicht so ganz genau, ist wohl „in Planung“. Aber auf jeden Fall werden wir neue jüdische Freunde kennenlernen und eine schöne Zeit verbringen.
Dann konnten wir noch ganz entspannt mit dem Dreidl um Bonbons spielen und die Gewinne wurden gerecht aufgeteilt. Zum Schluss kam noch eine Überraschung von Raw Bloch für uns alle. Er hatte für jede Familie eine kleine Chanukkia besorgt. Danke, so konnte jeder von uns eigene Lichter zünden.
Vielen Dank an unsere Frau Danziger und ihre Sekretärin, den Rabbiner und die gesamte Gemeindeleitung. Und unserer Re-

li-Lehrerin versprachen wir, dass wir nächstes Jahr wieder dabei sein werden

Religionslehrerin Michaela Rychlá, M. A.

Herzlichen Glückwunsch Klub Schalom

Am 12. Februar 2017 feierte der Klub Schalom den fünfzehnten Jahrestag seines Bestehens. Im Melanchthon-Saal des Evangelischen Bildungswerks am Ölberg kamen mehr als 100 Gemeindemitglieder und Freunde zur Jubiläumsfeier zusammen. Der Leiter des Klub Schalom, Volodimir Barskyy, begrüßte alle Gäste, dankte für die Zusammenarbeit und wünschte allen Gesundheit und alles Gute im neuen Jahr.

„In der Zeit von Februar 2002 bis Februar 2017", sagte er, „hat der Klub Schalom großartige Arbeit für uns und für unsere Gäste gemacht. Jährlich führten wir bis zu zehn Veranstaltungen durch: Abende zu besonderen Themen, Begegnungen mit interessanten Menschen, Vorträge, Konzerte, Theaterbesuche und unvergessliche Ausflüge. Alle Vorhaben finden immer auf einem hohen organisatorischen Niveau statt".

Unser Ziel ist ein ständiges Veranstaltungs-Angebot für die ältere Generation und das jüdische Leben in Regensburg noch interessanter zu machen. Seit 2007 behandelt der Klub auch die Themen „Erinnerung – unsere Pflicht", „Bayern kennenlernen" und „Die jüdische Geschichte Regensburgs". Der Seniorenklub hat ein festes Jahresprogramm: Im Januar, eine Woche vor dem Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus, eröffnen wir unsere neue Saison. Im März gratulieren wir unseren lieben Frauen. Im Mai, in diesem Jahr am 14. Mai, ehren wir unsere Überlebenden. Am ersten Mai-Sonntag besuchen wir die zentrale Gedenkfeier in Dachau. In diesem Jahr machen wir das am 30. April. Nach den Kundgebungen, der Kranzniederlegung und Kerzen-Entzündungen zur Erinnerung an sechs Millionen ermordeter Juden fahren wir nach München. Dort besuchen wir die neue Ausstellung im Jüdischen Museum. Danach besichtigen wir das Lenbach-Haus.

Klub-Vorsitzender Volodimir Barskyy

Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger

Eine Woche vor Rosch Haschana organisieren wir mehrtägige Ausflüge zu bedeutenden Orten in Bayern, Deutschland und auch in Europa. In den vergangenen Jahren haben wir uns vor Ort mit den jüdischen Geschichten von Wien, Rothenburg ob der Tauber, Prag und Budapest beschäftigt.

Am 10. September 2017 machen wir mit dem Zentralrat der Juden eine Musikveranstaltung des Ensembles „The Klezmer Tunes" und Ende Oktober führen wir unser traditionelles bayerisches Schachturnier durch. Vorzügliche Leistungen haben unsere Schachspieler. Im vorigen Jahr haben sie drei Pokale gewonnen. Immer gratulieren wir unseren Senioren zum Geburtstag oder zum Jubiläum und schenken ihnen einen Blumenstrauß.

Wir pflegen enge Kontakte zu Gemeinderabbiner Josef Chaim Bloch. Er kommt oft zum Klub, erklärt uns die Tora-Abschnitte und macht Schiurim zu den Traditionen, Bräuchen und Sitten der jüdischen Feste. In der vergangenen Zeit hat der Klub Anerkennung und Hochachtung erworben. Berichte über die Aktivitäten des Klubs erschienen regelmäßig in der „Mittelbayerischen Zeitung" und in der Zeitschrift „Jüdisches Leben in Bayern".

Für aktive Unterstützung bedanken wir uns herzlich bei unseren Mitgliedern und bei der Regensburger Öffentlichkeit, für finanzielle Hilfe bei der Stadt Regensburg und bei der Jüdischen Gemeinde, besonders bei der Gemeinde-Vorsitzenden Ilse Danziger. Zu unserem Klub-Jubiläum erklärte sie: „Als vor 15 Jahren der Gedanke entstand, Kulturveranstaltungen mit jüdischem Hintergrund als feste Institution zu verankern, war uns eigentlich nicht klar, ob das in Regensburg funktionieren würde. Früher gab es zwar auch immer mal ein Konzert oder eine Lesung, jedoch mit sehr großem Abstand. Mein Vorstands-Kollege Volodomir Barskyy und seine Frau Klara erklärten sich bereit, zusammen mit einigen anderen Mitgliedern der Gemeinde, das Ganze in die Hand zu nehmen, und wer hätte das gedacht, es hat sich mittlerweile als feste Institution etabliert, die in dieser Stadt nicht mehr wegzudenken ist. Mittlerweile kommen zu den Veranstaltungen nicht nur Gemeindemitglieder, sondern auch Gäste der Stadtgesellschaft. Dem Klub Schalom und seinem Organisator Volodomir Barskyy sage ich an dieser Stelle herzlich danke und wünsche weiterhin alles Gute."

Musikalisch gratulierte der Männerchor Druschba–Chaverut aus München unter der Leitung von Tamara Umanskaja und der Klavierbegleitung von Igor Bruskin dem Klub Schalom zum Jubiläum und die angenehmen Stimmen der Solisten Maxim Wajsman, Valeriy Goldberg, Boris Cernjchovskij und Chona Schlayfman ließen niemanden im Saal gleichgültig.

Jubiläums-Feier in Regensburg

Straubing

Das Anstatt-Theater im alten Schlachthof zeigte zur Erinnerung an die Pogromnacht vom 9. November 1938 das Theaterstück „Eichmann“ von Rainer Lewandowski. Straubings Oberbürgermeister Markus Pannermayr begrüßte die Besucher, und Anna Zisler, Geschäftsführerin der Jüdischen Gemeinde, sprach mit eindringlichen Worten über das historische Ereignis. Im vollbesetzten Theater herrschte nach dem Ende der Vorstellung beklemmendes Schweigen. Erst nach und nach erhoben sich die Zuschauer von ihren Plätzen und gingen nachdenklich und aufgewühlt nach Hause.

Straubinger Bekenntniss

Die Erneuerung des „Straubinger Bekenntnisses“ durch Vertreter von Juden, Christen, Muslimen und Aleviten stand im Mittelpunkt des Tages der Gastfreundschaft, der zum 22. Mal stattfand.

Elena Fofanova, Vorsitzende des Vereins der Montagsgespräche und Raduga e.V., und Amina Hersi-Isse, Vorsitzende des Ausländer- und Migrationsbeirates der Stadt Straubing, konnten im Rittersaal 250 Gäste verschiedener Religionen und Nationalitäten begrüßen.

Sie betonten, dass das diesjährige Motto „Gemeinsamkeit in Vielfalt“ schon immer eine Herzensangelegenheit des Vereins ist. Dieses Motto ist eingebunden in die Straubinger Partnerschaften für Demokratie und wurde durch das Bundesprogramm „Demokratie leben“ unterstützt.

Der Verein Montagsgespräche wurde 1994 unter der Leitung von Prof. Dr. Kurt Naber und Willi Lindinger gegründet. Damals wurden viele Flüchtlinge aus den Balkanländern und Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion unterstützt.

Der Verein Raduga, Regenbogen, von Migranten 1997 gegründet, feiert in diesem Jahr sein 20-jähriges Bestehen. Der Regenbogen steht als Sinnbild für die Brücke zwischen den Kulturen und für die Verbindung von Gemeinsamkeit in Vielfalt.

Tag der Gastfreundschaft

„Die wahre Integration geschieht im Herzen“, so die Vorsitzende. „Obwohl wir als Fremde nach Deutschland gekommen sind, wollen wir nicht immer Fremde bleiben. Für eine gemeinsame Zukunft sind wir alle verantwortlich.“ Wichtig sei es, die Augen nicht vor Problemen zu verschließen, sondern auf einander zuzugehen und nach menschlichen Gemeinsamkeiten zu suchen. Dies mache der Verein mit vielfältigen Aktivitäten, unterstützt durch die beiden Stadträte Nail Demir und Peter Ries.

Oberbürgermeister Markus Pannermayr lobte die Aktivitäten des Vereins, insbesondere seine Bemühungen um die Integration. Er betonte, dass auch die Tradition zur Heimat gehört. Deshalb sei die Idee der Integration heute aktueller denn je. Wichtig sei, nicht nur Brücken zu bauen, sondern diese auch zu betreten. In einer sich ständig verändernden Welt und wachsenden nationalen Egoismen sei der Sinn nach Gemeinsamkeit und das Verständnis für den Anderen grundlegend.

Nach einer Schweigeminute folgten 12 Gastbeiträge vor rund 250 Besuchern im Rittersaal. Die Vertreter der jüdischen, christlichen, moslemischen und alevitischen Religionen bekannten sich gemeinsam zu den sieben Kernpunkten des Straubinger Bekenntnisses: Barmherzigkeit, Versöhnung, Gerechtigkeit, Frieden, Gemeinschaft, Respekt und Toleranz.

Danach formulierten die Vertreter der Religionsgemeinschaften zu jedem Begriff einen Glaubenssatz und zündeten eine Kerze. „Mit dem Straubinger Bekenntnis haben wir versucht, etwas Licht in das Dunkel von Streit und Gewalt zwischen den Religionen und damit in diese Welt zu bringen“, erklärten die Vertreter.

In den folgenden zwei Stunden unterhielten zahlreiche Tanz- und Musikgruppen aus verschiedenen Ländern das Publikum. Mit Elan und Humor führte Vasily Kuts durch das Programm. Auch der Chor der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing unter Leitung von Marina Kopetska begeisterte durch seinen Beitrag.

Die Bäckerei Steinleitner, der Landgasthof Reisinger und die Karmelitenbrauerei stellten bayerische Schmankerl und Getränke bereit und die Gäste sorgten für landestypische Speisen, so dass der Tag der Gastfreundschaft mit angeregten Gesprächen an einem internationalen Buffet endete.

Chanukka

Am Chanukka-Familiennachmittag zeigten wir in der Gemeinde den Videofilm „Das Chanukka-Wunder bei den Lottersteins“: die Geschichte der Makkabäer witzig erzählt; Musikbegleitung Vadim Tsimberg. Den Chanukkaball feierten die Straubinger zusammen mit unseren Landshuter Mitgliedern. Oleg Burdo machte Musik und Zina Morduchovic sorgte für das leibliche Wohl.

Straubinger Bekenntnis

Weiden

Am Schabbos Project in unserer Gemeinde mit minutiös geplantem Schabbat-Ablaufplan beteiligten sich viele Gemeindemitglieder. Bereits am Donnerstag begann es mit Kochen und Backen für Schabbat mit Dina Konrad und Vera Ignaeva. An diesem Kochkurs beteiligten sich auch unsere Mitglieder Viktoria Akhmechet, Yevheniya Cherepantseva, Swetlana Kleiner, Liza Shynkaruk, Tatyana Shynkaruk Marina Kalyadina und Alla Dubrovina.

Mütter und Kinder waren zum Basteln und Malen mit der Künstlerin Olena Volodarski eingeladen und Kantor Zakharenko erklärte die verschiedenen Gottesdienste, je nachdem, ob sie morgens, nachmittags oder abends stattfinden. Höhepunkt war die gemeinsame Hawdala-Zeremonie pünktlich um 17.30 Uhr.
Seit mehreren Jahren treffen sich die Vertreter der jüdischen und muslimischen Gemeinde und der evangelischen und katholischen Kirche in Weiden, um das gegenseitige Verständnis zu fördern. Unsere gemeinsamen Projekte sind ein Symbol für eine erfolgreiche Kooperation.
Mit einem Konzert der jungen Künstler Pablo Quintanilla an der Violine und Roman Yuispey am Akkordeon feierte der „Interreligiöse Gesprächskreis“ sein 15-jähriges Bestehen. Pablo Quintanilla entlockte seiner Violine wunderbare Töne und Roman Yuispey spielte mit seinem Akkordeon wie ein ganzes Orchester. Diese seltene Kombination zweier Instrumente sorgte für frenetischen Applaus der Gäste im vollständig gefüllten Gustav-von-Schlör-Saal. Das Konzert konnte mit freundlicher Unterstützung des Zentralrats stattfinden.

Zum ersten Mal beteiligte sich unsere Gemeinde Ende letzten Jahres am Mitzvah Day. Die Mitglieder unserer Tanzgruppe „Lev schel Adamah“ kochten und backten in der koscheren Gemeindeküche für kranke und pflegebedürftige Schoa-Überlebende Knisches, Honiglekach, Zimmes, und Latkes. Anschließend besuchten sie mit dem Kantor die Gemeindemitglieder, um ihnen die Yiddischen Maykholim zu überreichen.

Die Sängerin Svetlana Kundisch gastiert weltweit mit klassischem jüdischem Repertoire und der Amerikaner Alan Bern begleitet am Klavier und am Akkordeon. Er ist aktiv an zahlreichen Musikveranstaltungen klassischer jüdischer Musik beteiligt. Beide Künstler präsentierten im Dezember in der Synagoge in Weiden, unterstützt durch den Zentralrat, ein Programm aus Chasanut, Synagogen-Musik, chassidischen Niggunim und jiddischen Kunstliedern.
Am 1. Dezember wurden unsere Mitglieder sehr herzlich von der Gemeinde in Nürnberg empfangen. Es gab eine interessante Führung durch das Gemeindezentrum und das jüdische Altenheim und die Gespräche mit der Gemeinde waren sehr anregend.

Würzburg

Die Flamme stirbt, doch nie erlischt das Licht

Zum Gedenken an die erste Deportation der Würzburger Juden

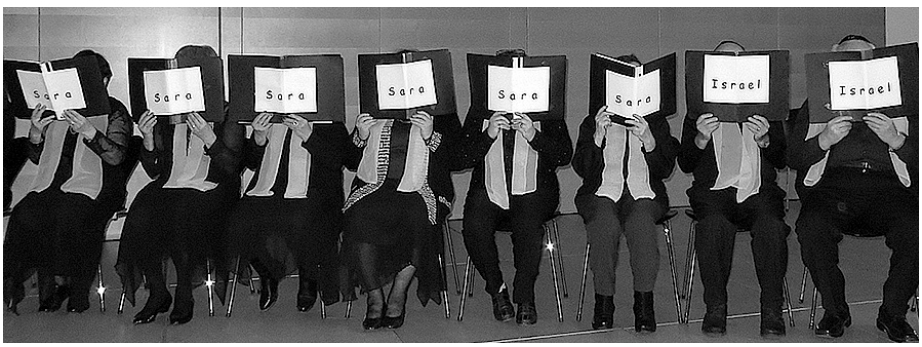
Die Jüdische Gemeinde Würzburg erinnerte am 4. Dezember 2016 an die erste Deportation von Juden aus Unterfranken vor 75 Jahren. Es wurde all jener Menschen gedacht, die aufgrund ihrer jüdischen Religion von den Nationalsozialisten verfolgt, in Konzentrations- und Vernichtungslager gebracht und dort ermordet wurden. Mit diesem ersten Würzburger Transport 1941 begann auch hier die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“.
Der David-Schuster-Saal war gerade groß genug für die anwesenden Gemeindemitglieder und Gäste. Gestaltet wurde die Veranstaltung von der kreativen Gruppe Menora, die ihr Programm mit dem Zitat „jede Milde und Humanität ist den Juden gegenüber am falschen Platz“ von Joseph Goebbels eröffnete.
Uns, den jüdischen Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, waren die Gräueltaten und Verbrechen der Nationalsozialisten gegenüber den jüdischen Mitbürgern sehr wohl bekannt. Aber hier vor Ort, in Würzburg, wurden wir mit allem, was die Juden erleiden mussten, die Schikanen, Verleumdungen, Beschuldigungen und Erniedrigungen, konfrontiert. Für uns ist es immer noch unbegreiflich, wie die Verbrechen organisiert und geregelt, wie „ordentlich“ vorgegangen und alles pünktlich umgesetzt wurde.
Die Statistik ist erschreckend. Nicht zu vergessen ist auch die Enteignung der Vermögen und wie zynisch mögen wohl Begrifflichkeiten wie „Transportkoffer“, „Mundvorrat“ oder „Ghettogepäck“ geklungen haben. Vor der Abreise mussten sämtliche Strom-, Miet-, Gas- und Wasserrechnungen beglichen werden. Schon 1939 zwangen die Nazis jeden Juden einen weiteren Namen, Israel oder Sara, anzunehmen und ihn auch in allen Ausweisen und Dokumenten zu verwenden.
Der kreativen Gruppe Menora gelang durch das Hochhalten schwarzer Mappen mit den Namen Israel und Sara dem Publikum ein Gefühl von Beklemmung, Befremdung und Hilflosigkeit zu vermitteln. Dieses Gefühl konnte ich gut nachvollziehen, nachdem mir als Kind meine beiden Eltern die Geschehnisse des Krieges vermittelt hatten. Beide waren Überlebende unterschiedlicher Gettos in der Ukraine.
Für Rosa Grimm, Geschäftsführerin der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, war das Anlass genug, Gedichte der aus Würzburg stammenden Poetin Marianne Dora Rein zu veröffentlichen, die zusammen mit ihrer Mutter nach Riga deportiert wurde.

Mit neuen Blättern prangt der alte Baum.
Das frische Gras drängt aus der alten Erde.
O, Unvergänglichkeit,
im flücht'gen Traum!
O, Unzerstörbarkeit,
im rasch Verwelkten werde!

Das Bleibende begibt sich immer neu.
Vertrauter Geist ist allem Wesen treu.
Was ängstigt dich das wechselnde Gesicht?
Die Flamme stirbt,
doch nie erlischt das Licht!

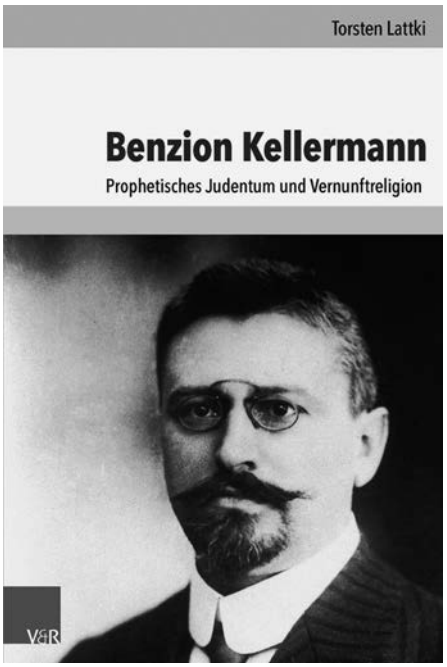
Erschreckend und traurig ist, dass von den 2.069 aus Würzburg und 4.767 aus der Umgebung deportierten Juden nur 60 die Schoa überlebten. Trotz allem klingt das Gedicht der ermordeten Marianne Dora Rein wie eine Hymne auf das Leben.

Claudia Kuppermann



Ein Vordenker des liberalen Judentums

Was hätte sein Vater wohl zu seinem Leben und seinem Werk gesagt? Joseph Löb Kellermann (1832–1883) stand als israelitischer Lehrer mit Rabbinerausbildung an der reformfeindlichen Preßburger Jeschiwa und bei Seligmann Bär Bamberger (1807–1878) in Würzburg für ein unbedingt gesetzestreues Judentum. So kämpfte er in Gerolzhofen über viele Jahre vergeblich für die Anbringung von Schabbat-Drähten. Sein Sohn Benzion Kellermann (1869–1923) hingegen wurde zu einem führenden, wenn auch bislang fast vergessenen Vordenker des liberalen Judentums. Er hatte sich „in der Nachfolge Hermann Cohens in seinem ganzen Denken und Wirken der Synthese aus prophetischem Judentum und Kantischer Philosophie verschrieben". Das Buch von Torsten Lattki, eine am Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt entstandene Doktorarbeit, stellen Werk und Biographie dieses Mannes vor.



Vater und Sohn eint, dass sie beide bereits relativ früh starben, dass sie beide mit Konsequenz für ihre Überzeugungen stritten. Joseph Kellermann, der parallel zu seinem Studium bei Bamberger auch die Universität besucht hatte, wird auf seinem Grabstein als Rabbiner und Zadik gepriesen, war also ein besonders frommer Mann. Den Sohn Benzion würdigt Leo Baeck in seiner Grabrede so: „Wie seine Philosophie, so war sein Leben: in sich gefügt und in sich geschlossen, einheitlich und ganz, mit dem Glauben an die Erkenntnis, mit der Gewissheit des Systems, mit der Zuversicht der Erfüllung, mit dem Glanze des Ideals. Persönlichkeit und Philosophie waren in ihm eins, und auch darum war er aufrecht, ein Mann mit dem Mute zu sich selbst, echt und ehrlich, lauter und klar."

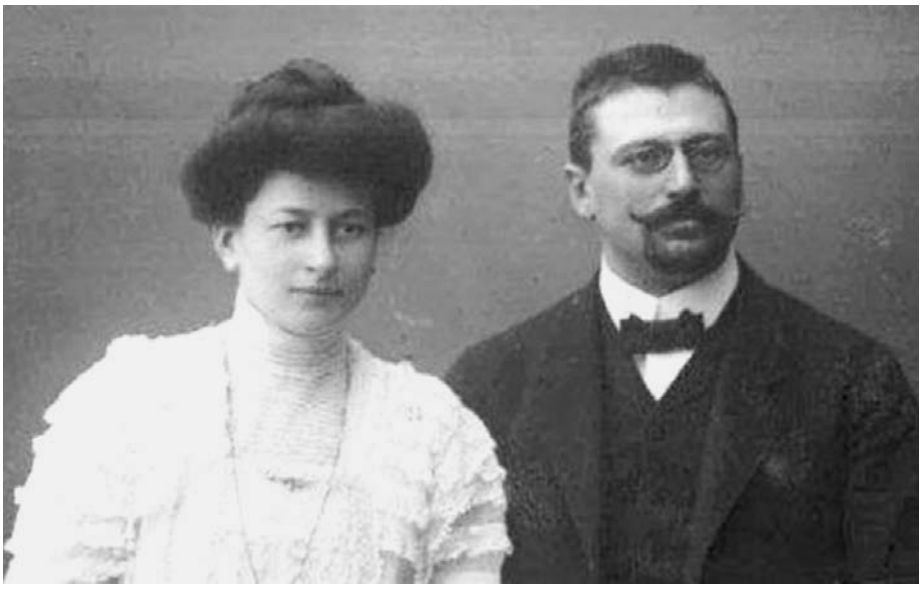
Der überzeugt liberale Lehrer und Rabbiner Benzion Kellermann stammte also aus einer frommen und traditionsbewussten jüdischen Familie in Unterfranken. Vater Joseph war 1832 im kleinen Fuchsstadt südlich von Würzburg als Sohn eines „Handelsjuden" geboren worden. Er ging für seine Ausbildung zum Lehrer in die Hauptstadt und schloss mit einer Prüfung am staatlichen Lehrerseminar ab. Es folgte ein Rabbinerstudium, bis er mit bereits über dreißig Jahren in Gerolzhofen eine Lehrerstelle antrat und 1866 Ella Schüler, die Tochter seines Vorgängers, heiratete. Wie andere Lehrer auf dem Land hatte er mehrere Funktionen inne, war Religionslehrer, Vorsänger und „Begräbnisaufseher" auf dem Gebietsfriedhof und leitete als religiöse Autorität die Gemeinde.

Bereits seit dem Mittelalter hatte es mit einiger Kontinuität Juden am Ort gegeben; doch die gesetzlichen Restriktionen hielten noch bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts deren Anzahl klein. Erst in der Zeit von Lehrer Kellermann, nach dem Fall des restriktiven Matrikelparagraphen 1861, wuchs die Gemeinde innerhalb von drei Jahrzehnten auf die dreifache Größe an und hatte 1880 144 Mitglieder. 1873 wurde eine Synagoge eingeweiht. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gab es allerdings noch keine jüdische Elementarschule am Ort.

So besuchten auch die Kinder Kellermanns eine christliche Volksschule; ihr Vater erteilte ihnen den jüdischen Religionsunterricht. Die ersten beiden Kinder der Familie starben früh, Benzion, geboren 1869, war damit der Älteste, zwei Geschwister folgten. Als Benzion knapp vier Jahre alt war, erlag seine Mutter 1873 einer Typhus-Erkrankung. Der Vater heiratete nach einem Jahr ihre Schwester Blümchen, die weitere fünf Geschwister Benzions zur Welt brachte. Kurz nachdem dieser die Volksschule beendet hatte, starb 1883 auch der Vater und die Stiefmutter blieb mit acht Kindern allein zurück. Sie eröffnete einen Kurzwarenladen und übernahm von ihrem verstorbenen Mann die Funktion einer „Friedhofsbeamtin".

Immerhin hatte Joseph Kellermann noch die weitere Ausbildung seines ältesten Sohnes regeln können. Dieser besuchte für die nächsten drei Jahre die orthodoxe Präparandenschule in Höchberg, die auf die ebenfalls orthodoxe Israelitische Lehrerbildungsanstalt (ILBA) in Würzburg vorbereitete und mit Strenge geführt wurde. Die Schüler wohnten in Internatsräumen in der Schule oder bei Privat-Familien und waren vom frühen Morgen bis weit in den Abend beschäftigt und durch Lehrer beaufsichtigt. Neben dem staatlich vorgeschriebenen Unterrichtsstoff wurden sie intensiv in die Grundlagen jüdischer Religion und traditionsbewusster Praxis eingeführt.

Zum Schuljahr 1886/87 wechselte Benzion Kellermann nach Würzburg an die ILBA in der Bibrastraße, wo er nach zwei



Benzion und Thekla Kellermann. © E. W. Kellermann, London

Jahren 1888 seine Ausbildung mit einer externen Prüfung am Königlichen Schullehrerseminar abschloss. Auch hier lebten die Studenten im gleichen Gebäude in einem Internat unter Aufsicht ihrer Lehrer. Wie schon in Höchberg wurden sie in profanen wie in den jüdisch-religiösen Fächern zu jüdischen Volksschullehrern ausgebildet. Der Religionsunterricht umfasste 14–16 Wochenstunden.

Seine Ausbildung ermöglichte den bald 19-Jährigen, sich den weiteren Bildungsweg selbst zu finanzieren. Mit dem Ziel eines Universitätsstudiums verließ er Unterfranken, zog im Winter 1889/90 nach Marburg und nahm im Sommersemester das Studium der Philologie auf. Tatsächlich absolvierte er jedoch, wie zu der Zeit üblich, eher ein Studium Generale mit einem starken Anteil philosophischer Veranstaltungen. Nachhaltigen Eindruck hinterließ bei ihm der jüdische Religionsphilosoph und Neukantianer Hermann Cohen, der ihn zu seinem Lieblingsschüler erkor. Parallel unterrichtete Kellermann vermutlich als Hilfslehrer an der jüdischen Elementarschule in Marburg und als Wanderlehrer in der Umgebung der Stadt – und bereitete sich auf die externe Abiturprüfung an einem Gymnasium vor.

Für die Zeit der Vorbereitung seiner Doktorarbeit zog er nach Frankfurt a.M., wo Verwandtschaft von ihm lebte und er erneut als Lehrer arbeitete, und zwar an der orthodoxen „Israelitischen Religionsschule“ des Rabbiners Markus Horovitz wie auch als Privatlehrer. Erst im zweiten Anlauf gelang ihm 1896 in Marburg die Promotion mit einer Arbeit, die bereits sein Interesse an der vergleichenden Religionswissenschaft erkennen lässt. Wenig später zog Kellermann nach Berlin und

Er blickt tief in die fränkisch-jüdische Geschichte: Autor Dr. Torsten Lattki.

setzte dort an der Friedrich-Wilhelms-Universität sein Studium Generale fort, nun mit Schwerpunkt Geschichte und Germanistik.

Parallel hierzu besuchte er zunächst das orthodoxe Rabbiner-Seminar Esriel Hildesheimers. Hier lernte er seine Freunde und Wegbegleiter Hans Sachs und Joseph Lehmann kennen, mit denen er zusammen 1897 das Seminar verließ, als die Rabbinatskandidaten auf eine grundsätzliche Ablehnung moderner Wissenschaften und besonders der historisch-kritischen Textanalyse eingeschworen werden sollten. Alle drei schrieben sich an der liberalen Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ein, wo Kellermann für drei Semester ein Stipendium erhielt und wo ihn besonders der Orientalist Martin Schreiner als Lehrer beeindruckte. Unterbrochen durch eine praktische Phase, in der Kellermann 1900/01 als Lehrer im westpreußischen Konitz wirkte, schloss er im Winter 1902/03 seine Rabbinerausbildung an der Hochschule ab.

Seit 1901 in Berlin als Religionslehrer und Schulleiter angestellt, konnte er allmählich an die Gründung einer Familie denken. Der inzwischen knapp 40-Jährige heiratete 1909 Thekla Lehmann (1876-1964), eine ausgebildete Pädagogin und Schwester seines Freundes Joseph Lehmann aus dem westfälischen Warburg. Das Paar bekam zwei Söhne: Heinz Josef (Henry Joseph, 1910–1998) und Ernst Walter (1915–2012).

In die beiden ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1923 fällt auch die fruchtbarste Phase der wissenschaftlichen und publizistischen Arbeit Kellermanns; er entwickelte seine Religionsphilosophie. In zahlreichen Vorträgen vermittelte der Lehrer und Rabbiner seine Sicht eines liberalen, auf dem Boden von Philosophie und Wissenschaft gegründeten Judentums. Erst 1917 wurde er trotz seiner radikalen Reformorientiertheit als Rabbiner der Gemeinde Berlin auf Lebenszeit berufen.

Torsten Lattki hat eine gründlich recherchierte und umfassende Biographie des wichtigen Vertreters eines selbstbewussten liberalen Judentums, Benzion Kellermann, vorgelegt, deren bayerischer Teil in dieser Buchvorstellung besonders hervorgehoben wurde. Er bedient sich dabei eines integrativen Ansatzes, der Leben, Werk und Wirken in einem stark kontextualisierenden Verfahren miteinander verwebt. Die Lektüre vermittelt viele historische Details aus dem weiteren Umfeld der Biographie und der in ihr erwähnten Personen, die es manchmal allerdings erschweren, den roten Faden noch im Blick zu behalten.

Mit viel Zeit im Rücken bietet das Buch jedoch ein eindrucksvolles Porträt nicht nur der Hauptperson, sondern auch ihrer Zeit und der großen Bandbreite von individuellen Entwicklungsprozessen in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden jüdischen Gesellschaft. Es ist mit allen erforderlichen Verzeichnissen, auch Orts- und Personenregistern ausgestattet. Ein wenig mehr Anschaulichkeit, mehr Fotos, eine Familientafel zu fordern, stellt angesichts dessen schon fast einen Luxus-Wunsch dar.

Rotraud Ries

Vater und Sohn: Grabstätte von Joseph Arie Kellermann in Gerolzhofen und von Benzion Kellermann in Berlin. © Evamaria Bräuer

Torsten Lattki: Benzion Kellermann, Prophetisches Judentum und Vernunftreligion, 460 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016.

Nelly Sachs – nicht vergessen

Im letzten Dezember vor 50 Jahren hatte Nelly Sachs den Nobelpreis für Literatur erhalten. Gleichzeitig jährte sich am 10. Dezember 2016 der Geburtstag der aus ihrer deutschen Heimat vertriebenen Dichterin. Leonie (Nelly) Sachs ist am 10. Dezember 1891 in Berlin-Schöneberg geboren, vor 125 Jahren. Anlässlich dieses doppelten Jubiläums lohnt es sich, einen weiteren Blick auf Leben und Werk der oft verkannten Dichterin, die am 12. Mai 1970 in Stockholm verstarb, zu werfen.

Nach 1945 ist Nelly Sachs im schwedischen Exil geblieben und ihr Werk wurde nach ihrem Tod in Deutschland ziemlich vergessen. Wie konnte das kommen? Dieser Frage geht Florian Strob in seiner vor kurzem im Winter-Verlag erschienenen Doktorarbeit „Schreiben und Lesen im Zeichen des Todes – Zur späten Prosa von Nelly Sachs“ auf den Grund.

Mit den 1947 im Aufbau-Verlag in Ostberlin veröffentlichten Gedichtbänden *In den Wohnungen des Todes* und *Sternenverdunkelung* wurde sie der deutschen Nachkriegsgeneration in den Fünfziger- und Sechzigerjahren als „Dichterin jüdischen Schicksals“ bekannt. Dass sie zu dieser Zeit auf eine „Dichterin jüdischen Schicksals“ reduziert wurde, weist Florian Strob in seiner Arbeit nach. Er schlägt vor, die Werke von Nelly Sachs „grob in zwei Abschnitte zu unterteilen: von etwa 1943 bis 1950 als Werke der Schoa, als die Werke einer ‚Dichterin jüdischen Schicksals‘ zur Zeit der Nazis; und ab ungefähr 1950 als Werke des erweiterten Holocaust-Verständnisses. Ab 1950 ging es vom Tod der Mutter ausgehend längst nicht mehr um die Schoa, und doch stand dieses historische Ereignis als moralisch-historische und sprachlich-metaphysische Grundlage nach wie vor allen Dichtungen voran. Als jemand, der nicht das Konzentrationslager selbst erlebt hatte und trotzdem im Zeichen des Todes schrieb und las, war Nelly Sachs ihrer Zeit weit voraus.“

Auch wenn die Schriftstellerin forderte, ihre Person möge vollständig hinter ihrem Werk verschwinden, sind bei ihr, wie ihr späterer Verleger Unseld schrieb, Leben und Werk unauflöslich verknüpft. Als einziges Kind des Erfinders und Fabrikanten Georg Wilhelm Sachs und seiner Frau Margarete wächst sie im begüterten Milieu der in der Nähe von Schloss Bellevue in Berlin lebenden jüdischen Großfamilie heran. Am öffentlichen und künstlerischen Leben nimmt sie nicht teil.

Nelly Sachs ist ganz mit der aufopferungsvollen Pflege ihres Vaters beschäftigt, der am 26. November 1930, kurz vor dem 39. Geburtstag seiner Tochter, stirbt.

Nach mühseligen Jahren packen Mutter und Tochter am 16. Mai 1940 die Koffer und fliegen in buchstäblich letzter Minute mit einer der letzten Maschinen nach Stockholm. Dieser erste, unter dramatischen Umständen beendete Lebensabschnitt von Nelly Sachs wird später von ihr selbst, soweit es geht, ausgeklammert.

Die jüdische Gemeinde Stockholms unterstützt die Neuankommenden finanziell und bei der Bewältigung des Alltags. Nelly Sachs lernt schwedisch und beginnt sehr bald mit Übersetzungsarbeiten, die den Lebensunterhalt und die Pflege der immer schwächer und kränker werdenden Mutter ermöglichen. In der Übersetzungsarbeit lernt sie die Funktion von Sprache für das Formulieren des eigenen Befindens besser kennen.

Der Tod der Mutter am 7. Februar 1950 stürzt Nelly Sachs in eine tiefe Lebenskrise und sie erleidet einen Nervenzusammenbruch. „Mit dem Tod der Mutter verlor die Dichterin ihren Lebensmittelpunkt. Es gab niemanden mehr, mit dem sie ihre schmerzhaften Erinnerungen unmittelbar teilen konnte, und demnach niemanden, der für sie das alte Berliner und das neue Stockholmer Leben verband“, schreibt die Wissenschaftlerin Anna Magdalena Fenner. Erst nach einer notwendig gewordenen Operation 1953 begann Nelly Sachs ihr Leben neu zu ordnen.

In *Briefe aus der Nacht* wird das Gespräch mit der Mutter fortgesetzt. Ihre Dichtung erhebt den Anspruch, den Tod gleichzeitig zu erleben und ihn zu beschreiben, was an die Grenzen von Sprache führt. Dabei sind eindringliche Texte in „entstellter Darstellung“, wie Strob es nennt, entstanden, die uns heutige Leser herausfordern, Nelly Sachs in diese Welt von „Traum, Wahn, Tod und Schweigen“ zu folgen und mit ihr die Utopie eines friedlicheren Daseins wachzuhalten.

Ihre Aufzeichnungen in zum Teil rhythmisierter Prosa verlassen die Ebene des reinen Tagebuch-Schreibens. Ab jetzt wechseln sich verschiedenste Ebenen des Schreibens ab: „Das dialogische Prinzip, der elegische Ton, das Entwerfen einer Poetik, die Beschreibung und das Nachvollziehen der eigenen dichterischen Arbeit, das Festhalten und Einbinden von fremden Zitaten und Lektüreergebnissen sowie die Wiederholungen und Echos...“ lassen das Prozesshafte des Schreibens nachvollziehen und Nelly Sachs als einen Menschen erkennen, für den Identität „nur in der Suche als Suchende möglich“ ist. Für sie war Identität somit „kein Zustand, sondern eine Bewegung, eine ständige Verwandlung.“

Und zu ihrem Schreibstil meint Strob: „Viele Interpreten halten dieses Nebeneinander, diese Brüche der Bilder für eine große Schwäche der Sachs’schen Texte. Doch sind die Brüche nichts anderes als konsequent. Aus dem endgültigen Bruch mit der eigenen Vergangenheit, schließlich mit dem alten Europa, heraus entwirft Sachs als Dichterin eine neue Poetik, ein neues Wort- und Dichtungsverständnis. In Konsequenz folgt daraus in den Texten ein Nebeneinander von Fernstem und Unterschiedlichstem, das als Demonstration der Übereinstimmung gemeint ist: Die Dinge werden ihrem Kontext entstellt. So gesehen stehen die vermeintlichen Brüche im Bruch der Zeit. Die Herrschaft der Zeichen ist gebrochen. Im Körperlichen, besonders im Leiden wird die Gemeinschaft gesucht.“

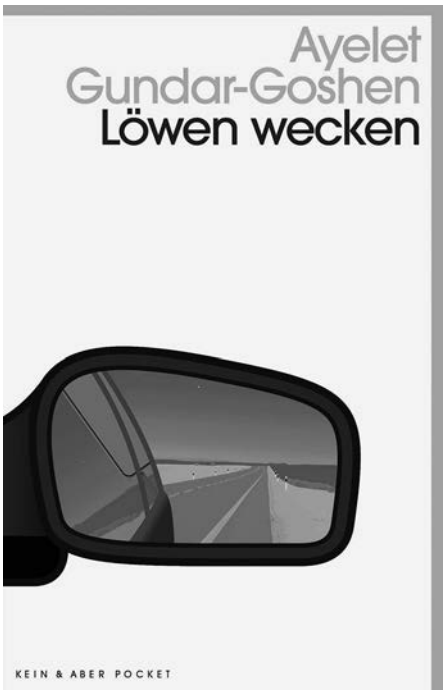
So sagt sie in ihrer Rede anlässlich der Verleihung des Droste-Preis für Dichterinnen am 29. Mai 1960: „Wir alle sind Betroffene. Wir sind betroffen, auf Erden zu leben und die ungeheure Aufgabe durchzuführen, diesen Stern zu durchschmerzen…“ Der Meersburger Preis war, wie Strob in einer genauen Analyse der Preisrede und der Begründung für den Preis nachweist, für Sachs eine fatale Reduktion auf ein „weiblich-literarisches Engagement“, das den Preisverleihern erlaubte, sie zur „Heiligenfigur“ und zu einem „Denkmal der Wiedergutmachung“ zu reduzieren.
Nelly Sachs hat, in Auseinandersetzung mit Paul Celan, dieser Vereinnahmung getrotzt, indem sie ihre eigene Poetik entwickelt hat, die sie jedoch, wie Strob in seiner Arbeit nachweist, nicht expressis verbis, sondern in ihren Preisreden implizit formuliert. So sagte sie am 17. Oktober 1965 anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels ihren Zuhörern: „Und wir alle, was sollen wir tun mit dem Wort, das uns geschenkt wurde, als es an seinen Wurzeln zu packen und es beschwörend den Erdball überziehen zu lassen, auf dass es seine geheime, einigende Kraft hingibt zur Eroberung – die einzige Eroberung der Welt, die nicht Weinen, die Lächeln gebiert: die Eroberung des Friedens.“
Das Abgleiten in die Psychose nach ihrer Rückkehr 1960 nach Stockholm hindert sie nicht daran, weiter zu kämpfen, zu lesen, zu schreiben. Marcel Reich-Ranicki, der sie im Frühling 1965 besuchte, kam nicht ins Gespräch mit ihr. Nichtsdestotrotz bekam sie am 10. Dezember 1966 den Nobelpreis für Literatur gemeinsam mit dem hebräisch schreibenden Samuel Josef Agnon. Auch diese Preisverleihung war im politischen Kontext nicht nur Würdigung, sondern, wie Strob nachweist, auch ein Versuch der Vereinnahmung, gegen die sich Nelly Sachs leise, aber deutlich in ihrer Dankesrede gewehrt hat. Es bleibt zu hoffen, dass die Arbeit von Strob das Interesse eines Verlages an einer das Werk der Dichterin neu erschließenden Gesamtausgabe weckt.
Sozusagen im Vorlauf zu seiner Doktorarbeit veröffentlichte Florian Strob 2014 gemeinsam mit seinem Doktorvater Charlie Louth ebenfalls im Winter-Verlag im Rahmen der Reihe „Beihefte zum Euphorion“ schon eine hochinteressante Aufsatzsammlung mit dem Titel: „Nelly Sachs im Kontext – eine >Schwester Kafkas<?“, ein ebenfalls sehr empfehlenswertes Werk, in dem in unterschiedlichen Aufsätzen verschiedener Autoren eine Würdigung des Werkes von Nelly Sachs vorgenommen wird, die dem Werk der großen Lyrikerin gerecht wird. *Priska Tschan-Wiegelmann*

Florian Strob: Schreiben und Lesen im Zeichen des Todes. Zur späten Prosa von Nelly Sachs, 326 S., Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016.

Florian Strob und Charlie Louth (Herausgeber): Nelly Sachs im Kontext – eine >Schwester Kafkas<?, 255 S., Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2014.

Die Ereignisse überschlagen sich

Nach einer 19-stündigen Schicht im Krankenhaus von Beer Scheva fährt der Neurochirurg Etan Grien nicht gleich nach Hause zu seiner Frau Liat und den beiden kleinen Söhnen, sondern in dieser Vollmondnacht will er den Jeep auf einer Sandpiste, die genau dafür geeignet sein soll, ausprobieren. Während eine CD von Janis Joplin den Innenraum des Wagens erfüllt, spürt er einen Schlag und weiß sofort: er hat einen Menschen mit dem Auto erfasst. Er steigt aus. Es ist ein Eritreer, also wohl ein illegaler Einwanderer, Infiltrant genannt. Und diesem Mann ist nicht mehr zu helfen, zu sehr ist das Gehirn verletzt. Etan Grien fährt weg. Soll er seine Familie und seine Karriere aufs Spiel setzten?
Am nächsten Tag steht eine hochgewachsene schöne Eritreerin vor ihm: die Frau des Mannes, Sirkit. Sie hat Etans Geldbörse gefunden und so seinen Namen und seine Adresse erfahren. Sie bestellt ihn für 10 Uhr am Abend in eine verlassene Werkstatt in unmittelbarer Nähe des Unfallortes. Etan hebt Geld ab, denn darum wird es doch gehen – um Erpressung. Tatsächlich aber findet er einen verletzten Flüchtling vor, den er behandeln soll. Und nicht nur den. Nacht für Nacht finden sich Kranke und Verletzte ein. Um sie behandeln zu können, muss Etan Medikamente und Verbandsmittel aus dem Krankenhaus stehlen, Überstunden abbauen, Dienste ablehnen oder völlig übermüdet Dienst tun.
Er muss auch seine Frau Liat belügen. Ehrlichkeit zählt in ihrer Beziehung. Sie



hat ihn geprüft und lange gezögert, ehe sie „Ja“ zu ihm gesagt hatte, gebranntes Kind aus einer Familie, die der Vater für eine andere Frau verlassen hatte. Sie ist Kriminalbeamtin geworden, die auch den Fall des getöteten Eritreers übertragen bekommt. Und hier kommt eine dritte „Gesellschaft“ ins Spiel: neben der liberalen Mittelschicht, der Etan und Liat angehören, die dazu völlig konträre der „Illegalen“ (fast 10.000 illegale Flüchtlinge leben in Israel) ist es die subproletarische, gleichzeitig archaische Welt der Beduinen.
Liat stößt auf einen jungen Mann, der Autos stiehlt und sie auch schon mal für Ausfahrten nutzt. Und er war an besagtem Abend vor Ort gewesen. Nach Misshandlung durch einen Kollegen von Liat gesteht er die Tötung des Eritreers. Liat glaubt ihm nicht. Sie findet heraus, dass ein Mädchen im Spiel war. Die Familie wird das Mädchen töten – sie hat die Familienehre besudelt.
Manche jungen Männer aus den Clans handeln mit Drogen, sie sind die Schlepper der Illegalen. Es ist eine brutale Szene. Während im ersten Teil der Einbruch der Ereignisse in das Leben der drei Protagonisten Etan, Sirkit und Liat entwickelt wird, wird das Buch im zweiten Teil zum Krimi. Die Ereignisse überschlagen sich, bevor es zum Ende kommt. An diesem Ende ist keiner mehr, wie er vorher war. Und obwohl die Handlung in Israel mit seinen speziellen Problemen spielt, stehen am Ende allgemeine Fragen: Wie würden wir uns verhalten, wenn durch einen Moment unseres Handelns alles in Frage gestellt wird, wofür wir stehen? Würden wir die Schuld selbstverständlich auf uns nehmen? Wie viel ist uns ein Menschenleben wert?

Die 1982 geborene Autorin Ayelet Gundar-Goshen ist jung. Es ist ihr zweites Buch. Aber sie beherrscht das Schreiben, und so bleiben wir atemlos, nachdenklich und gespannt zurück. *Angela Genger*

Ayelet Gundar-Goshen: Löwen wecken, Roman, 432 S., Verlag Kein & Aber, Zürich 2016.

Landjuden in Franken und in Europa

Die Rahmenbedingungen für jüdisches Leben in Europa wandelten sich im 15. bis 17. Jahrhundert grundlegend. Vertreibungen aus den städtischen Zentren führten zu einer stärkeren Präsenz von Juden in Dörfern und Kleinstädten. Im Sammelband „Juden und ländliche Gesellschaft in Europa zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit“ bearbeiten namhafte Wissenschaftler diese Entwicklung. Unter den Autoren auch Rotraud Ries, die Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, und Annette Weber von der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg. Die insgesamt zwölf Aufsätze befassen sich schwerpunktmäßig mit Teilaspekten jüdischen Lebens im ländlichen Raum. Die „Forschungsreise“ beginnt in ausgewählten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen provenzalischen Gemeinden im Westen und führt uns bis zu den jüdischen Siedlungen Polens und des Prager Umlandes im Osten.

Insgesamt können alle Beiträge drei Untersuchungsperspektiven zugeordnet werden: den Bereichen Ökonomie, Herrschaft und Kultur. Unter dem Stichwort Ökonomie finden wir drei Aufsätze: die Beiträge von Hanna Wegrzynek zu den polnischen und von Marie Buňatová zu den böhmischen Siedlungen. Sabine Ullmann untersucht frühneuzeitliche ländliche jüdische und christliche Kreditnetze.

Jüdischem Leben innerhalb unterschiedlicher Herrschaftsstrukturen folgen die Aufsätze von Torben Stretz, Wolfgang Treue, Friedrich Battenberg und Danièle Iancu-Agou. Dabei wenden sich sowohl Treue als auch Battenberg und Iancu-Agou außerfränkischen Regionen zu: Ersterer berichtet über die „Judenpolitik in der Grafschaft Hanau-Münzenberg vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges“, Battenberg begibt sich auf Spurensuche in der oberhessischen Ganerbschaft Buseckertal und Iancu-Agou beschäftigt sich mit ländlichen Siedlungsstrukturen der Provence.

Die letzten vier Beiträge des Bandes widmen sich Phänomenen jüdischen ländlichen Lebens unter einem kulturhistorischen Blickwinkel. So fragt Rotraud Ries nach der Existenz von Landjudentum als einem kulturellen System, Annette Weber und Nathanja Hüttenmeister generieren einen Blick in die „Welt der Dinge“. Weber belegt beispielsweise anhand der Randillustrationen ausgewählter Pessach-Haggadot zum Exodusgeschehen die bildliche Wiedergabe zeitgenössischer Verfolgungserfahrungen in der Verwendung zeitgenössischer Kleidung und Attribute. Hüttenmeister referiert über Lage und Anlage jüdischer Friedhöfe auf dem Land,

über Material und Gestaltung der Grabsteine sowie über die Struktur der Inschriften. Anhand der Responsen des Rabbiners Yair Hayyim Bacharach (geb. um 1628/1639, gest. 1702) erläutert Debra Kaplan Rahmenbedingungen religiösen Lebens im 17. Jahrhundert.

Auf die Problematik des in der älteren Forschung gängigen Begriffes des „Landjudentums“ weist Torben Stretz in seinem Einführungsbeitrag hin, dessen bisherige Definitionskriterien, so zum Beispiel durch die Festlegung einer Obergrenze der Einwohnerzahl eines Ortes, etwa aufgrund der oft willkürlichen rechtlichen Unterscheidung zwischen Dörfern und Städten in der frühen Neuzeit, des uneinheitlichen Rechtsstatus der Juden auf dem Land, der erheblichen Unterschiede zwischen einzelnen Ortschaften und der teilweise städtischen Prägung ländlichen jüdischen Lebens, nicht uneingeschränkt anwendbar sind. Eine neue, einfache und prägnante Definition steht indes noch aus.

Da Rotraud Ries sich gezielt mit Formen ländlichen jüdischen Lebens in der Region des heutigen Unterfranken beschäftigt, soll hier näher auf ihren Beitrag eingegangen werden. Ries plädiert in ihrem Aufsatz unter kulturhistorischer Perspektive für die Beibehaltung des Begriffes „Landjudentum“ als einer „klaren Formulierung“, der jedoch einer exakten Definition bedürfe. Unter Rückgriff auf die Einteilung des Landjudentums bei Weber (1. sehr arme Juden in abgelegenen Dörfern, 2. Juden mit Zugang zu städtischen Märkten und einem mittelmäßigen Auskommen, 3. wohlhabendere Juden, die in Gemeinden in der Nähe größerer Städte siedelten) fallen Juden der Gruppe drei zunächst aus der Ries‘chen Begriffsbestimmung – „Juden, die in Dörfern und Kleinstädten lebten und sich wesentlich im Bereich einer von Agrarwirtschaft geprägten Kultur und Gesellschaft ernährten“ – heraus.

Da Juden der Gruppe drei zwar nicht in der Stadt wohnten, jedoch enge kulturelle und wirtschaftliche Kontakte zum urbanen Zentrum unterhielten, „kann man in Bezug auf diese Gemeinden wohl von einer Schnittmenge zwischen Stadt und Land sprechen, die wichtig war für kulturelle Transfers“. Das heißt, Ries schließt auch die „städtisch orientierten Vertreter der Juden“ in ihre Definition von „Landjudentum“ mit ein.

In ihrem Aufsatz fragt Ries nach der systemischen Qualität von Landjudenkultur und beginnt dabei mit der Darstellung der Verhältnisse um 1800, dem Ende der frühen Neuzeit. Unter Zuhilfenahme statistischer Erhebungen vom Beginn des 19. Jahrhunderts gibt sie für das mainfränkische Gebiet einen Überblick über die Anzahl jüdischer Personen/Haushalte (12.800 Juden in 2350 Haushalten), die Verteilung jüdischer Personen auf einzelne Ortschaften (Juden wohnten zumeist in Orten mit einer Einwohnerzahl zwischen 200 bis 600) und die geographische Verteilung der Gemeinden innerhalb des Untersuchungsraumes.

56% aller Gemeinden unterstanden Rittern und kleineren Herrschaftsträgern, nur 20% dem Fürstbischof. Das bayerische Emanzipationsgesetz änderte an dieser Siedlungsstruktur nichts. Neben Angaben zur Ausstattung der Gemeinden mit Synagogen, Schulen, Mikwaot und Friedhöfen beschreibt Ries detailliert die Berufsstruktur mainfränkischer Juden: 82 % waren im Bereich des Handels tätig, 6 % erzielten Einkünfte im gewerblichen Bereich (v.a. im Metzgerhandwerk), 2,2 % waren Bedienstete der Gemeinde, 0,6 % lebten von Geldgeschäften und 9 % gehörten zur Gruppe der Armen, Kranken, Witwen und Tagelöhner.

Dieses Landjudentum hatte einen engen Bezug zu seiner Heimat entwickelt, so durch Eheschließungen über Dorfgrenzen hinweg oder durch familiäre Verbindungen über die Gräber der Vorfahren. Kontakte zu christlichen Nachbarn sind zumeist im geschäftlichen Rahmen zu verorten. In ihrem Rückblick auf die Vertreibung der Juden aus den Städten und den vielstufigen Prozess der Ansiedlung auf dem Land verweist Ries auch auf den Transfer von Spuren urbanen Lebens in den ländlichen Raum.

Als eine Quelle dienen ihr die Funde aus fränkischen Genisot, die einerseits die Beibehaltung religiöser Traditionen überliefern. Da in diesen Funden der prozentuale Anteil an Gebetsliteratur den an Talmudim jedoch wesentlich übersteigt,

lässt die geringere Anzahl von Talmudtraktaten auf eine beschränkte Anzahl kundiger Leser schließen, die Lektüre religionsgesetzlicher Literatur erfüllt nunmehr allein rituelle Zwecke.
Im Vordergrund standen nicht das Studium, sondern die Einhaltung des Religionsgesetzes und die Aufrechterhaltung lokalen Brauchtums. Dieses Abrücken „von der intellektuellen Auseinandersetzung mit Talmud und Tora“ und die Orientierung am örtlichen Minhag macht für Ries die systemische Leitdifferenz des zumindest für das 19. Jahrhundert greifbaren kulturellen Systems des unterfränkischen Landjudentums aus.
Auch wenn Sabine Ullman Kreditnetze im bayerischen Schwaben erörtert, ist an dieser Stelle kurz auf ihren Beitrag einzugehen, da sich Parallelen zur Praxis der Kreditvergabe sicher auch für den fränkischen Raum aufzeigen lassen. Ullmann analysiert nicht, wie viele Autoren vor ihr, die Kreditvergabe allein durch jüdische Geldverleiher, sie bezieht vielmehr auch gleichzeitig stattfindende nichtjüdische Kreditgeschäfte auf der Quellenbasis von Judenkontraktprotokollen, Inventaren und Pfandbüchern in ihre Analyse ein. Dabei begreift sie die jüdisch-christlichen Kreditbeziehungen als „Kontaktzone“. Der von Mary Louise Pratt geprägte Terminus der „Kontaktzone“ bezeichnet „soziale Räume, in welchen sich, ungeachtet sozialer Grenzen, Kulturen treffen, miteinander ringen und sich aneinander reiben“. Die „Kontaktzone“ Kreditvergabe zeichnet sich, so Ullmann, durch langfristige Geschäftsbeziehungen, einen teilweise festen Kundenstamm und ein Mindestmaß an Vertrauen zwischen den Geschäftspartnern aus, Konkurrenzängste und antijüdische Ressentiments eingeschlossen.
Torben Stretz untersucht Kondominien, nach Alexander Jendorff „jede Form von gemeinsamer Herrschaft mehrerer Eigentümer an Herrschaftstiteln, unabhängig vom geographischen Umfang der Herrschaft, von der Rechtsqualität der Herrschaftstitel und von der ständischen Qualität“ als örtliche und herrschaftliche Rahmenbedingung zur Erleichterung der Konsolidierung jüdischen Gemeindelebens am Beispiel verschiedener fränkischer Orte, deren Gerichtsbarkeit geteilten Herrschaften unterlag, wie Aub, Goßmannsdorf, Remlingen, Rödelsee, Wenkheim und Wiesenbronn.
Dabei geht er folgenden Fragestellungen nach: „Welche herrschaftlichen Konflikte und Konstellationen wirkten sich begünstigend auf jüdische Ansiedlung und die Entwicklung von Niederlassungen und Gemeinden aus? Welche Handlungsoptionen eröffneten sich, welche Strategien wurden von den Juden entwickelt um die Spezifika kondominatorischer Ortschaften in ihrem Sinne zu instrumentalisieren? Welche Risiken ergaben sich umgekehrt aus herrschaftlichen Konkurrenzsituationen in solchen herrschaftlich geteilten Ortschaften für jüdische Niederlassungen?“
Stretz‘ Forschungsergebnisse bestätigen die Thesen von Imke König, Friedrich Battenberg, Stefan Rohrbacher u.a., dass das Kondominium, und hier spezifisch der Streit der einzelnen Herrschaftsträger um das Judenregal, die Ansiedlung von Juden und damit die Größe einer Gemeinde beeinflussen konnte. Am Beispiel der Kondominien Goßmannsdorf und Rödelsee zeigt Stretz das (vorläufige) Misslingen einer konzertierten Ausweisung der jüdischen Bevölkerung, denn einzelne ritterschaftliche Schutzherren wiesen Ausweisungsforderungen zurück, solange die anderen Schutzherren vor Ort den Ausweisungsbeschluss nicht mittrugen. Die Risiken für Juden im Kondominat erläutert der Autor anhand der Auseinandersetzungen zwischen den Grafen von Castell und dem Wertheimer Grafen um das Judenregal in Remlingen: 1596 mussten die Remlinger Juden ihren Wohnsitz nach Marktheidenfeld verlegen, da Ludwig von Löwenstein in Remlingen nicht mehr für ihren Schutz garantieren konnte. *Beate Weinhold*

Sigrid Hirbodian und Torben Stretz, Hrsg.: Juden und ländliche Gesellschaft in Europa zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit, 275 S., Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2016.

Das Buch dokumentiert die internationale Tagung „Juden und ländliche Gesellschaft zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit“ des Sonderforschungsbereichs „Fremdheit und Armut“ in Trier im März 2012. (d.Red.)

Wann, wenn nicht jetzt?

Im Jahr 1947 veröffentlichte der italienische Schriftsteller und Chemiker Primo Levi seinen autobiografischen Bericht „Ist das ein Mensch“, in dem er seine Erfahrungen aus dem KZ Auschwitz schilderte und durch den er Weltbedeutung erlangte. Im gleichen Jahr des ersten Buches von Primo Levi wurde der Erziehungswissenschaftler und Publizist Micha Brumlik geboren. Der Geburtsort Davos in der Schweiz war kein Zufall, da seine Eltern als deutsch-jüdische Flüchtlinge den Nationalsozialismus in der Schweiz überlebten.
Eine weitere Gemeinsamkeit mit Primo Levi ist ein Buchtitel. Levi veröffentlichte 1982 seinen fiktiven Partisanenroman „Wann, wenn nicht jetzt“ über den Widerstand von Juden in Partisaneneinheiten. Der Titel des Romans kommt in dem Refrain des fiktiven Liedes der Partisanengruppe um die Hauptfigur Gedele vor. Gut dreißig Jahre später erscheint der Essayband von Micha Brumlik mit demselben Titel, erweitert durch den Untertitel „Versuch über die Gegenwart des Judentums“.

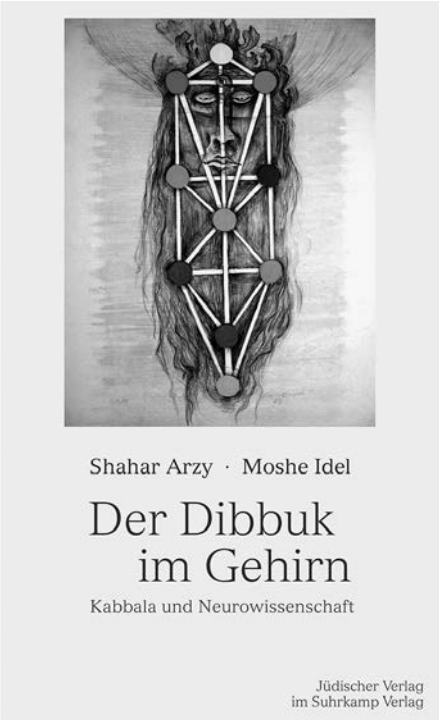
Der Titel beider Bücher ist ein berühmtes Zitat aus Pirke Awoth, den „Sprüchen der Väter“, entnommen und wird dem wichtigsten Lehrer des Judentums Rabbi Hillel zugeschrieben. Die Partisanen Levis singen weiter: „Sollen wir den Stein schleudern gegen Goliaths Stirn?“ Bei Brumlik scheinen die biblischen Rollen vertauscht zu sein. In sieben Kapiteln entwickelt er als ‚Quasikristalle‘ ein vielschichtiges Kaleidoskop von Abhängigkeiten, Bedingtheiten und Zwängen. Die Kristalle enthalten u.a. die Themen „Israel und die Diaspora“, „Land Israel und Zionismus und Messianismus“, „Moral nach der Shoah: Deutschland und Israel“.
In einer geschichtsphilosophischen Analyse versucht sich Brumlik an Erklärungsmustern und Visionen, die Identität der Juden von dem Staat Israel und seiner Politik zu trennen, doch der „zionistische Mythos“ seiner Jugend schleicht sich immer wieder in seine Argumentationskette ein. Brumlik fordert ein Umdenken im Nahostkonflikt und teilt Martin Bubers Vision eines binationalen Staates. Buber, Religionsphilosoph, Erzieher und Humanist, geprägt durch ein deutsches Bildungsideal, scheiterte allerdings mit dieser Idee schon in den 1930er Jahren. Als Mitbegründer der politischen Organisa-

tion Brith Schalom, die sich die Förderung einer jüdisch-arabischen Verständigung zur Aufgabe machte, konnte er seinem hohen moralischen Anspruch nicht gerecht werden. Der Realzionismus forderte seinen Tribut.
Im dritten Kapitel behandelt Brumlik die bekannten jüdischen Fundamentalisten und beschreibt die „messianologische Legitimation des Staatsgründungsprojekts“ von Rav Kook. Damit nähert er sich dem Religionssoziologen Jacob Taubes, der an den Religionsphilosophen Gershom Scholem schrieb: „Aus der Zwickmühle gibt es kein Entkommen. Entweder ist der Messianismus Unsinn, und gefährlicher Unsinn dazu … oder der Messianismus, … ist bedeutungsvoll, insofern er eine wichtige Facette menschlicher Erfahrung erschließt.“
Auf der Liste der 500 wichtigsten Intellektuellen Deutschlands des politischen Magazins Cicero von Januar 2017 erreicht Brumlik Platz 66. Laut der Methode des Cicero Rankings spiegelt der Listenplatz den geistigen Einfluss der deutschsprachigen Intellektuellen wider, ermittelt durch Präsenz in den wichtigsten deutschsprachigen Zeitungen und durch Referenzhäufigkeiten. „Um öffentlich gehört zu werden, braucht es Substanz und Kontinuität“, schreibt der Politikwissenschaftler Max A. Höfer, Erfinder des Intellektuellenmessverfahrens, man möge Brumliks Worten auch weiterhin Gehör wünschen.
Durch dieses Buch hätte er eine höhere Aufmerksamkeit in der deutschen Öffentlichkeit verdient, da er die komplexe Gestalt des Judentums von biblischen Zeiten in ein neues Jahrtausend führt. Geschrieben wurde das Buch 2015, die darauffolgenden zwei Jahre mit AfD, Brexit, Flüchtlingswelle, UN-Resolution 2334 gegen Israels Siedlungspolitik und Trump verändern Denk- und Sichtweisen von Publizisten und Intellektuellen. Die ‚neue‘ Meinungs- und Streitkultur schürt alte Ängste aus längst vergangenen ‚braunen‘ Zeiten. Nicht zufällig endet das Buch mit der Schilderung eines persönlichen antisemitischen Erlebnisses.
Laut Höfer waren Intellektuelle noch nie so einflussreich wie heute. Brumlik ist jedoch um die positive Wirkung besorgt. Er bekennt sich zur modernen Demokratie, beruft sich auf das deutsche Grundgesetz und fordert als Jude seine Bürgerrechte ein. Dass Menschen in Deutschland dies in Frage stellen, ist erschreckend und so aktuell. *Rosa Behr*

Micha Brumlik: Wann, wenn nicht jetzt? Versuch über die Gegenwart des Judentums, 132 S., Neofelis Verlag, Berlin 2015.

Kabbala und Gehirnforschung

Von einer außergewöhnlichen Leistung ist zu berichten. Die israelischen Hochschullehrer Shahar Arzy und Moshe Idel haben gemeinsam ein Buch verfasst, das wissenschaftliches Neuland erschließt und trotzdem sogar für Anfänger verständlich ist. Die Autoren führen in zwei Wissensbereiche ein, die in verschiedenen Fakultäten der Universität beheimatet sind. Sie stellen eine Verbindung her, die viele Leser verblüffen dürfte, weil die zwei Gebiete, Kabbala und Neurowissenschaft, auf den ersten Blick gar nichts miteinander zu tun haben.
Die Autoren geben zwar nicht an, wer welchen Abschnitt geschrieben hat, aber dies ist nicht schwer zu erraten. Die Einführung in die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns hat höchstwahrscheinlich der Neurologe Shahar Arzy verfasst und die Abschnitte über den Mystiker Abraham Abulafia (1240–1291), seine Theorie und seine Techniken sowie über Rabbi Josef Karo und über andere Mystiker stammen wohl aus der Feder des renommierten Kabbala-Forschers Moshe Idel.
Die Verfasser gehen von einem neurokognitiven Ansatz aus, um einige Texte aufzuschließen, die zum Kreis der ekstatischen Kabbala gehören. Arzy und Idel vertreten die originelle These, dass man die Mystiker der ekstatischen Kabbala als avantgardistische Erforscher des Selbst, von Bewusstsein und Geist des Menschen bezeichnen könne.
Der deutsche Buchtitel „Der Dibbuk im Gehirn“ weicht vom sachlich-schlichten, englischen Originaltitel „Kabbalah“ ab, und erscheint etwas irreführend. Gewiss, vom Phänomen eines Dibbuks ist an einigen Stellen die Rede, aber ebenso wird die oft beschriebene Erscheinung eines



Maggids erörtert – beide befinden sich keineswegs im Gehirn.
Diskutiert wird lediglich die funktionale Neuroanatomie von Maggid und Dibbuk; sie werden als zwei Formen dissoziativer Störungen betrachtet: „Während der Dibbuk als eine spontan auftretende, ungewollte Störung erfahren und folglich als Geisteskrankheit wahrgenommen wird, die mittels Exorzismus geheilt werden muss, gilt der Maggid als eine ekstatische Erfahrung. Diese wird absichtlich durch spezifische Techniken induziert, die darauf abzielen, den praktizierenden Mystiker soweit zu bringen, dass aus seiner Kehle eine redende Stimme hervorgeht, die Dinge enthüllt, die ihm in seinem ursprünglichen Geisteszustand, als Nicht-Maggid, unzugänglich sind.“
Das vorliegende wissenschaftliche Werk ist leserfreundlich geschrieben und weist eine klare Gliederung auf. Im ersten Teil erklären die Autoren, warum es sinnvoll ist, sich mystischen Erfahrungen unter neurokognitivem Aspekt anzunähern; referiert werden auch andere Ansätze. Im zweiten Teil besprechen Arzy und Idel das Phänomen der Ekstase in der jüdischen Tradition; sie arbeiten vier Typen ekstatischer Erfahrungen in der jüdischen Mystik heraus.
Im dritten Teil werden Phänomene der Autoskopie in der ekstatischen Kabbala betrachtet. Was ist Autoskopie? So bezeichnet man die Erfahrung, seinen eigenen Körper im außenkörperlichen Raum zu sehen. Die Autoren vergleichen mystisch-ekstatische Erfahrungen mit verschiedenen Arten der Autoskopie. Im vierten Abschnitt des Buches erörtern Arzy und Idel Trance und Besessenheit in der jüdischen Mystik. Ausgewogene Schlussbetrachtungen runden den schmalen und doch materialreichen Band ab, der nicht nur für Historiker des Mittelalters von Interesse ist.
Die ekstatischen Kabbalisten haben ihre eigentümlichen Erfahrungen natürlich anders gedeutet als Neurologen dies tun. Die neuen Erkenntnisse, die wir Arzy und Idel verdanken, sollten alle diejenigen berücksichtigen, die in unserer Zeit versuchen, Meditationstechniken erneut in das jüdische Glaubensleben einzuführen.
Yizhak Ahren

Shahar Arzy und Moshe Idel: Der Dibbuk im Gehirn. Kabbala und Neurowissenschaft. Aus dem Englischen von Eva-Maria Thimme und Jürgen Schröder, 221 S., Jüdischer Verlag im Suhrkamp-Verlag, Berlin 2016.

Mosche Sachs – von Thüringen nach Jerusalem

Eine Biographie

Die glorreiche Geschichte der Jeckes im Heiligen Land beginnt mit der Einwanderung von Mosche Sachs (1800–1870) aus Dreißigacker in Thüringen, der sich im Jahre 1830 in Jerusalem niederließ. Der israelische Historiker Mordechai (Motti) Friedman, der zu den Nachkommen von Sachs zählt, beschreibt in einer 2016 veröffentlichten Biographie das wechselvolle Leben eines gelehrten und frommen Mannes, der als Zionist dachte und agierte, bevor Theodor Herzl geboren wurde und über den Friedman ebenfalls ein Buch verfasst hat. Die Neuerscheinung zeigt uns, was ein Einzelner bewirken kann, und sie gewährt uns interessante Einblicke in die jüdische Welt im 19. Jahrhundert.

Ohne Zweifel war Sachs ein kluger Mann, der ungewöhnliche Wege zu gehen bereit war. Das zeigt schon die Tatsache, dass der Arztsohn aus Dreißigacker in mehreren Jeschiwot studierte, deren Leiter wir heute noch beim Namen kennen. In Fürth war Sachs ein Schüler von Rabbiner Wolf Hamburg, danach studierte er in der Talmud-Akademie von Rabbiner Akiba Eger in Poznan, bei Rabbiner Mordechai Baneth in Nikolsburg (Mikulov) und in Pressburg (Bratislava) bei Rabbiner Mosche Sofer (bekannt auch als Chatam Sofer). Auf die Idee, Europa zu verlassen und nach Eretz Israel zu gehen, sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur Nonkonformisten und Abenteurer gekommen.

Auch in Jerusalem erwies sich Sachs als ein Nonkonformist, der sich nicht an die gegebenen Verhältnisse anzupassen bereit war. Er erkannte Möglichkeiten, die Lage der armen Juden zu verbessern. Beim Versuch, seine Reformvorschläge zu verwirklichen, stieß er auf heftige Widerstände. Sein Biograph rekonstruiert die diversen Kämpfe, in die Sachs verwickelt war. Man kann Sachs als einen Pionier der zionistischen Produktivierung bezeichnen. In der Praxis wollte er die Möglichkeit schaffen, dass Juden sich von der Arbeit ihrer Hände ernähren, z.B. in der Landwirtschaft. Was heute in Israel selbstverständlich ist, galt damals als revolutionär. Jahrelang konnte Sachs seine Vorstellungen nur predigen, nicht jedoch realisieren.

Im Jahre 1832 heiratete Sachs in Jerusalem; damals galt noch eine uns heute seltsam anmutende Verordnung aus dem Jahre 1749, die Junggesellen einen festen Wohnsitz in der Stadt des Heiligtums untersagte. Aber schon 1835 verließ Sachs

ohne seine Frau die Stadt Jerusalem, um eine Tour durch Nordafrika und Europa zu machen, die vier Jahre dauerte. Was war der Zweck dieser ausgedehnten Reise?

Sachs sammelte Gelder für die Gründung einer Jeschiwa, außerdem warb er für die Produktivierungsidee. Das bestehende System der Spendenverteilung in Jerusalem (hebr. Chaluka) kritisierte er. Sein Verhalten führte dazu, dass ein führender Vertreter dieses Chaluka-Systems die Tora-Lehrer von Sachs bat, diesen von seinem Vorhaben abzubringen, aber der Chatam Sofer hat seinem früheren Schüler den Rücken gestärkt.

Unterwegs traf Sachs den zu jener Zeit bekannten Reiseschriftsteller Hermann von Pückler-Muskau und machte auf ihn einen guten Eindruck; jedenfalls finden wir eine freundliche Beschreibung von Sachs in Pückler-Muskaus Buch „Semilasso in Afrika“. Eine Begegnung mit Sachs schildert auch der deutsche Schriftsteller Ludwig Bechstein in einem seiner Bücher. Der Biograph meint, es sei durchaus möglich, dass die zwei sich schon in ihrer Jugend in Thüringen kannten. Bemerkenswert ist, dass Sachs im Sommersemester 1838 als Student an der Ludwig-Maximilians-Universität in München eingeschrieben war. Ob er Arzt werden wollte, wie eine Familientradition besagt, lässt sich heute nicht mehr klären.

Bei seiner Rückkehr nach Jerusalem musste Sachs enttäuscht feststellen, dass seine weitreichenden Pläne sich nicht realisieren ließen. Jedoch resignierte er nicht und vertrat weiterhin unentwegt seine Auffassungen. Seit Anfang der fünfziger Jahre schrieb er Artikel für diverse Zeitungen in Europa und in Amerika und gewann Mitkämpfer für die Idee der Produktivierung. Ein weiteres Projekt, für das Sachs sich einsetzte, war der Bau neuer Wohnungen in der Altstadt Jerusalems (Bate Machse).

Um dieses Bauprojekt auf den Weg zu bringen, unternahm Sachs eine weitere ausgedehnte Reise (1860–1864) durch Europa. Es gelang ihm, in mehr als 60 Städten Komitees aufzustellen, die Kapital für die Finanzierung der Wohnungen Bate Machse aufbringen sollten. Sachs hat ein Fahrtenbuch geführt, das erhalten geblieben ist. Daher wissen wir, wann er sich wo aufhielt und mit wem er gesprochen hat. Sein Reiseweg ist durch Karten genau nachzuvollziehen.

Die Liste der Rabbiner, die Sachs getroffen hat, ist beeindruckend. Man fragt sich, welche Tora-Berühmtheiten er nicht besucht hat. Verwundert hat mich, dass er im Sommer 1864 auf dem Weg von Nürnberg nach Wiesbaden nicht auch einen Abstecher nach Frankfurt/Main machte. Hat er Rabbiner Samson Raphael Hirsch nicht aufgesucht, für dessen Zeitschrift Jeschurun er geschrieben hatte?
Sogar im Rentenalter blieb Sachs in seiner neuen Heimat sehr aktiv und er setzte seine journalistische Arbeit fort. Er schrieb über Gesundheitsthemen, Erziehungsfragen, Produktivierungsprojekte und über manche Streitigkeiten in Jerusalem.

Im Epilog seiner Biographie informiert Friedman über die Nachkommen von Sachs. Einige seiner Ur-Urenkel konnten bestimmte Wunschvorstellungen des frommen Pioniers realisieren. Zu einem Abend anlässlich des Erscheinens des hier angezeigten Buches kamen so viele Nachkommen von Sachs, dass im großen Synagogenraum, in dem die Veranstaltung stattfand, nur wenige Plätze frei blieben. Und es waren sicher nicht alle seine Nachkommen erschienen. Enden will ich mit der Bemerkung, dass Friedmans Studie über den Kreis der Familie Sachs hinaus Beachtung verdient.

Yizhak Ahren

Mordechai (Motti) Friedman: Moshe Sachs, Yeke, Charedi, Zionist, 282 S., Hozaat Schapira, Tel Aviv 2016.

Песах и революция

В 1917 году первый день Песаха пришёлся на субботу, 25 марта по старому стилю. Шла Первая мировая война. Месяц назад началась Февральская революция, через семь месяцев наступит Октябрьская. Сколько было тогда евреев, которые не смогли отметить этот праздник? Сколько вообще не вспомнили о нём? Сколько вспомнили, но захотели забыть? Никогда еврейский народ не был так раздроблен на группы, как в это время. Ни во времена Хасмонеев, ни во время Великого восстания против римлян, ни позже, когда литовские миснагдим (тщетно) пытались остановить волну Хасидизма — никогда ещё евреи не теряли своего национального единства так основательно и так вдохновенно, никогда они не делились на такое количество политических групп и сект. Даже сионисты, единственные, кто хоть как-то выступал за объединение народа под бело-голубым знаменем возвращения в Сион, видели в этом реализацию политической, но никак не религиозной идеи. Страшная статистика говорит сама за себя: Со стороны одной только Германии в Первой мировой войне сражалось более 100 000 еврейских солдат, из которых 12 000 погибли; по другую сторону фронта, за Францию, воевало около 55 000 евреев, погибли около 9 500. Евреи обеих этих стран, за очень редкими исключениями, шли на войну с огромным патриотизмом и энтузиазмом, равным, а то и превосходящим всеобщий военный раж. «Немецкие евреи! – так призывали в августе 1914 года Имперский союз немецких евреев и Германское сионистское (!) объединение, — В этот час нам вновь следует доказать, что мы, гордые своим происхождением евреи, принадлежим к лучшим сынам Отечества! Благородство нашей многотысячелетней истории обязывает нас к этому! Мы ждём, что наша молодёжь с радостью и добровольно поспешит под знамёна. Немецкие евреи! Мы призываем вас в духе древней еврейской заповеди всем сердцем, всей душой и всеми силами вашими отдаться служению Отечеству!» Такие же призывы слышались и от французских и от английских евреев. Во всех этих странах евреи стремились доказать, что оказаная им великая милость, равноправие (хотя иногда и неполное), получено ими не зря. Но до какого ослепления нужно было дойти, чтобы библейский стих «Люби Всевышнего твоего всем сердцем твоим, всей душой твоей и всеми силаси твоими» (Втор 6,5) использовать для призыва ко всемирной бойне?..

Нужно ли говорить, чем обернулся для евреев этот самозабвенный патриотизм? – Обвинением в том, что евреи-де укрывались в тылу, вместо того, чтобы идти на фронт. Что они виновны в поражении Германии, всадив ей кинжал в спину. Позорным «подсчётов евреев» („Judenzählung“) на немецком фронте в октябре 1916 года.

В Россиийской империи ситуация была другая, но не менее жуткая. Военный энтузиазм российских евреев, запертых в черте оседлости, веками унижаемых, был значительно меньше их европейских «братьев». Но и там их заставляли идти на фронт, откуда около 100 000 человек не вернулись. А многие, очень многие, шли в революцию, одержимые идеей интернационала и справедливости. Получили ли они награду за свой идеализм? Хотя евреи были, как того и следовало ожидать в то безумное время, по все стороны фронта, именно им приписали победу революции и крах старой России. Уже тогда многие пытались защищаться и оправдываться. Чего стоит, например, книга «Россия и евреи», вышедшая в Берлине в 1923 году, где евреи из окружения партии кадетов (И.М. Биркеман, Г.Ф. Ландау, И.О. Левин и др.) пытались доказать, что Российская империя, хотя и медленно, но уверенно шла по пути эмансипации евреев, и что революция разрушила не только Россию, но и надежды евреев на равноправие. Но кого это могло убедить? Даже сегодня, спустя сто (сто!) лет нет никакой однозначности в оценке роли евреев в русской революции. Переполох вокруг высказывания Петра Толстого, депутата российской Госдумы, о том, что внуки тех, «кто рушил наши храмы, выскочив из–за черты оседлости с наганом в семнадцатом году, … продолжают дело своих дедушек и прадедушек», и последовавшая за тем серия обвинений, разъяснений, извинений и, наконец, примирений ясно говорит о том, *насколько* ничего не ясно.

Антисемит ли Пётр Толстой? Антисемитское ли он допустил высказывание? Осознал ли он свою вину? Искренне ли раскаялся? – Признаться, меня, прожившего в России несколько лет в совсем раннем детстве, все эти вопросы занимают очень мало. Ещё меньше меня интересует, насколько взгляды Толстого отражают мнение российской власти или населения России. И уж совершенно праздным кажется мне вопрос о том, в какой мере слова Толстого соответствуют действительности. Очевидно, что во время революции не только те, кто «выскочил из-за черты оседлости», разрушали православные храмы. И что разрушались не только храмы, но и синагоги. И что к черте оседлости всё это не имело отношения. Но вот что верно: революционные идеи не могли не найти сочувствия в душах сотен тысяч евреев, для которых слова «традиция» и «религия» уже успели стать пустыми звуками. Эти евреи верили в интернационал и справедливость так же, как немецкие евреи верили в то, что нужно идти воевать за своего кайзера, а французские — за Республику. Но как и в западной Европе, наградой за этот идеализм стали семьдесят лет унижений и почти полное духовное уничтожение.

Еврейские солдаты в синагоге в Вене во время Первой мировой войны

Общее безумие, охватившее весь мир в 1914 году, и до сих пор не изжитое, не могло обойти собой и евреев. Евреи всегда были особенно чувствительны к тому, что происходит в мире. Не удивительно, что многих увлекали самые разные, часто противоположные идеи. Пока еврей Карл Краус в Вене пишет свою антивоенную драму «Последние дни человечества», другой еврей, Альфред Балин, глава гигантской немецкой транспортной компании ХАПАГ, не будучи в силах смириться с проигранной войной и с отречением Вильгельма от престола, 9 ноября 1918 года пускает себе пулю в лоб. А другой еврей, член партии народных социалистов Леонид Канегиссер, убивает 30 августа того же года в Петрограде еврея, большевика, Моисея Урицкого. И чего уж говорить о тех тысячах немецких евреев, которые 24 марта (5 апреля) 1917 года в тяжелейших условиях отмечали Песах в окопах на Западном фронте, ели мацу, доставленную с огромным трудом

полевым раввином, заканчивали седер пожеланием «В следующем году в Иерусалиме», а на другой день опять шли стрелять в солдат по ту сторону фронта, прекрасно понимая, что кто-то из тех, в кого они сейчас целятся, вчера говорил те же самые слова и ел такую же мацу. А как быть со всеми теми, кто и вовсе отказался от всего, что когда-то их связывало с еврейством?

Нет смысла сто лет спустя искать правых и виноватых. Тем более, что нужно было обладать поистине пророческим даром, чтобы видеть, к чему может привести то или иное политическое течение. Но совершенно ясно другое: Уже в самом факте отказа от своих традиций кроется катастрофа еврейского народа. Рабби Акива в Талмуде рассказывает известную притчу о рыбках, которые в страхе мечутся по воде, чтобы не быть сожранными или пойманными в сети. Доброжелательный лис предлагает им вылезти на сушу, чтобы жить с ним в мире и согласии, на что получает ответ: «Если нам в воде, где мы дома, грозит столько опасностей, то что говорить о суше, где мы и вовсе не можем жить!»

Национализм, революция, политика вообще легко вытесняют собой то немногое, что удерживает людей от взаимной вражды и ненависти — их традиции, их религию, или, что не менее страшно, наполняют их всё новым содержанием. Поэтому трагедия евреев в 20 веке – именно подмена универсальных понятий идеологией или политикой.

Харьков, еврейская школа, 20е годы

Нет ничего удивительного в том, что именно Песах с его «универсальным» месседжем свободы, за свою историю особенно часто подвергался самым разным интерпретациям. «Отпусти народ мой» звучало из уст самых разных политиков и революционеров. Но никакой новый смысл не может затмить собой ту простую мысль, которая заложена в самом этом празднике: Песах это не столько освобождение *от,* сколько *для.* Сама по себе свобода обладает лишь относительной ценностью и не может быть самоцелью. Особенно если речь идёт о свободе физической. Заканчивается такое освобождение обычно катастрофой для освобождённых. Поэтому Песах никогда не рассматривался как просто праздник свободы. Недаром Мишна в трактате «Авот» сближает ивритское слово «свобода» со словом «высечен» в стихе «письмена Всевышнего высечены на скижалях» (Исх. 32,16) — освобождение здесь понимается как придание жёсткой формы. И действительно: ни один праздник не обставлен таким огромным количеством запретов, предписаний, обычаев. Ни к одному празднику не принято так долго — целый месяц! — готовиться. И вообще — освобождение из рабства было в наименьшей степени политическим освобождением, — недаром евреи так долго вспоминали именно об этом времени как о времени физического достатка! Куда более значительным оказалось то, что это освобождение ознаменовало собой переход на другой уровень свободы, когда действиями руководит не сознание возможности, а сознание обязанности.

Отсюда вытекает ещё один аспект этого праздника: Песах — это ещё и единство евреев. Именно факт исхода и сделал из достаточно аморфного семейного клана, каковым евреи являлись всё время их прибывания в Египте, полноценный народ, который объединияет не только происхождение, но и общий закон. Именно этот закон и является гарантией единства нации, и недаром именно отказ от закона всегда становился предвестником потери связи с народом.

Тех известных «четырёх сыновей», о которых говорит Тора (и вместе с ней пасхальная Аггада) — мудреца, злодея, наивного и того, который не умеет спрашивать, — всё-таки объединяет тот факт, что они собрались за одним столом, где отец имеет возможность подобрать для каждого те единственно верные слова, которые, возможно, способны будут указать им своё место во всём этом многообразии, которое называется «еврейство». Трагедия XX века ещё и в том, что огромное количество сыновей просто не оказались за родительским столом, сочтя, что именно там им уже ничего не найти. Отсюда пошла та взаимная вражда, которая так сильно ударила по еврейскому народу ещё до того, как он стал жертвой самыхстрашных преследований в своей истории.

Конечно, ненависть, социальная вражда, гражданские войны — всё это в равной степени коснулось не только евреев, но и многих других народов мира, «еврейской» специфики здесь нет. Скорее всего здесь ещё одно доказательство того, насколько евреи зависимы от всего, что происходит в мире. Однако в случае народа, который не только не объединён общим языком или страной, — а именно в такой ситуации были евреи в начале 20 века, — но ещё и подвергается преследованиям со стороны других народов, любой внутренний раскол ставит весь народ на порог исчезновения, лишая тем самым всю свою историю смысла.

Нет, осуждать нельзя никого — ни тех, кто защищал кайзера, ни тех, кто боролся за Итернационал. Каждый верил в свою правду и каждый заблуждался вполне искренне. Но именно эта искренность заблуждения особенно страшна, потому что она полностью ослепляет человека, делая его нечувствительным к тем тихим сигналам, которые посылает ему мир.

Поэтому так важно, чтобы именно Песах стал тем праздником, который позволил бы за всеми разногласиями и противоречиями найти то единственное, что неизменно нас объединяет — наша вера и наши традиции.

Владислав Зеев Слепой

биография

ЭЛИАС КАНЕТТИ

Элиас Канетти — болгарский, австрийский и британский культуролог, социальный мыслитель, писатель, лауреат Нобелевской премии по литературе 1981 года.

Родился в городе Русе в Болгарии — многонациональном портовом городе в нижнем течении Дуная. Несмотря на то, что его детство и юность его прошли в Швейцарии, Австрии и Германии, а с 1952 года Канетти стал гражданином Великобритании, он всю жизнь сохранял болгарское гражданство. Происходит из еврейской семьи коммерсантов, родным языком которых был ладино, диалект испанского, на котором говорили сефарды. Дед Канетти с отцовской стороны знал семнадцать языков, а его родители, Матильда (Ардитти) и Жак Канетти, получивший образование в Вене, дома говорили только по-немецки — на этом же языке стал писать и их сын, Элиас.

Когда Канетти было 6 лет, его семья переехала в Манчестер, где мальчик поступил в школу, выучил английский язык

и начал читать классиков, на чём настаивал его отец, которому в своё время пришлось забросить литературу и заняться традиционным в семье хлопчатобумажным производством. По словам Канетти, отец сказал ему: «Ты будешь заниматься тем, чем захочешь». Менее чем через год отец Канетти скоропостижно скончался, и мать возвратилась с детьми на континент, где стала заниматься с Канетти немецким, чтобы мальчик смог поступить в школу в Вене. Именно влиянием матери Канетти объясняет свою любовь к этому языку. Позднее он писал, что без матери и немецкого языка, которые тесно переплелись в сознании писателя, его «будущая жизнь стала бы бессмысленной и непостижимой».

После трёхлетнего обучения в венской школе Канетти с 1916 по 1921 год учился в Цюрихе, который он впоследствии назовёт «раем своей юности». В эти годы юноша создаёт своё первое литературное произведение, пьесу в стихах «Юний Брут» («Junius Brutus»). В 1921 году мать Канетти, обеспокоенная тем, что сын живёт в Цюрихе слишком беззаботной жизнью, отвезла его во Франкфурт в надежде на то, что суровые условия послевоенной Германии вернут юноше чувство реальности. Здесь Канетти за три года прошёл школьный курс, после чего вернулся в Вену, где, уступая желанию матери, поступил в Венский университет на химический факультет, который и закончил в 1929 году. Тем не менее из-за давнишнего желания стать писателем, а также из-за полного отсутствия интереса к химии, молодой человек целиком посвятил себя литературе. В это время Канетти посещает известного австрийского сатирика Карла Крауса, влияние которого, по словам самого Канетти, заключалось в появившемся у него стремлении научиться. «совмещать язык и личность». Позднее он говорил, что именно Краус научил его искусству слушать: «Слушая его, я уже не мог потом не слушать самого себя».

Побывав в 1928 году в Берлине, где Канетти встретился с Бертольтом Брехтом, Исааком Бабелем и Георгом Грошем, начинающий писатель задумал серию романов о человеческом безумии, в каждом из которых герой должен был представить тот или иной тип маньяка.

Так в 1935 году появился роман «Ослепление» («Die Blendung») — первый и последний из задуманной писателем серии о безумцах. Герой романа Кин, учёный-отшельник, живёт в венской квартире, забитой его огромной библиотекой. Помешательство Кина начинается с того, что он скоропалительно женится на своей домашней хозяйке, которая вывозит его в «свет» погрязшего в разврате города, отчего герой окончательно сходит с ума и кончает с собой.

Роман, в котором, по мнению критиков, Канетти удалось опередить своё время и разоблачить фашизм, получил высокую оценку Томаса Манна и других крупных писателей довоенного времени. Через несколько лет после выхода романа он был официально запрещён в нацистской Германии. Впоследствии английская писательница Айрис Мёрдок назвала «Ослепление» «одной из немногих великих книг нашего столетия». Мёрдок посвятила Канетти свой роман «Бегство от волшебника», а он сам, возможно, послужил прототипом для её «волшебника», всесильного философа, главного героя романа.

В 1930-е годы Канетти написал две пьесы — «Свадьбу» («Die Hochzeit», 1932) и «Комедию тщеславия» («Die Komodie der Eitelkeit», 1934), в которых зло высмеиваются человеческие слабости и которые являются предтечей театра абсурда. Более поздняя драма Канетти «Ограниченные сроком» («Die Befristeten», 1952), поставленная в Англии в 1956 году, — это философская пьеса об обществе, в котором каждый знает точный момент своей смерти; как и в ранних пьесах, в «Ограниченных сроком» драматург пользуется приёмами театра абсурда.

Распространение нацизма и систематическое преследование евреев в Германии вынудили Канетти уехать из Вены в Париж, а затем в Лондон, в которм он жил до конца своих дней. В Лондоне Канетти приступает к многолетней научной работе, в результате которой создаёт свой шедевр «Масса и власть» («Mass und Macht», 1960), многогранное исследование о массовых движениях с привлечением фольклора, мифологии, литературы и истории. Мысль об этом труде возникла у Канетти под влиянием событий того дня, который он назвал самым решающим в его жизни: 15 июля 1927 года будущий писатель стал свидетелем пожара в венском Дворце правосудия, подожженного группой бунтующих рабочих.

Глубоко потрясённый увиденным, Канетти решил заняться психологией толпы: «Я бы сказал, с ранних лет масса всегда присутствовала в моей жизни: я сталкивался с ней в различных формах. Постепенно главным в моей жизни стало желание разобраться, что же, собственно, такое эта масса. Я видел, что человек в массе растворяется, затеривается. Когда человек становится частью массы, его личность растворяется в ней. Я хотел выяснить, что же в действительности происходит. Я хотел выяснить, какие виды массы бывают. Таким образом, значительную часть своей жизни я посвятил исследованию этого феномена». […]

В сущности, книга посвящена разоблачению методов и приёмов, к которым власть прибегает для достижения своей цели. В ней рассказывается, как реализуется власть, описывается адская кухня этой власти, куда не допускаются обыкновенные люди и где великие вожди и властители, руководствуясь безошибочным чутьём, творят историю. Трагичность, мрачность, кровавость этой истории властители не считают своей виной. Они утверждают, что история такова, какова она есть, и что, будь на их месте кто-либо другой, всё равно всё было бы точно так же. На самом же деле, по мнению Канетти, история не поддерживает власть. Просто власть и сила решают все в свою пользу, прибегая к не слишком хитрым манипуляциям с причинами и следствиями. Канетти показывает, что это обман. Раскрывая методы, которыми властители творят историю, он протестует против фаталистического отношения к власти и смерти. […]

Канетти всю свою жизнь сохранял приверженность литературе, которая, несмотря на хаотичность исторической ситуации, осмеливалась рассматривать действительность «глазами утопического разума». Он просто не обращал внимания на все модные дискуссии, которые вело «поколение внуков», о «смерти литературы» и об «утрате писателями компетентности». Канетти по-прежнему верил в то, что литература, отображая все чудесное многоголосие мира, «способна этот мир изменить».

В 1981 году Канетти получает Нобелевскую премию по литературе «за произведения, отмеченные широтой мировоззрения, богатством идей и художественной силой». В своей приветственной речи Йоханнес Эдфельд, член Шведской академии, высоко оценил «великий роман «Ослепление» как самое выдающееся из произведений Канетти», добавив при этом, что «в книге так много фантастического и демонического, что поневоле напрашиваются ассоциации с такими русскими писателями XIX века, как Гоголь и Достоевский». Затем Эдфельд назвал «Массу и власть» «авторитетным трудом, цель которого объяснить и обличить… религию власти». Хотя Канетти присутствовал на церемонии награждения, Нобелевской лекции он не читал. […]

Подобно многим писателям своего поколения, Канетти был вынужден перенести изгнание, которому не раз подвергались его предки. «Поскольку я еврей, язык моего интеллекта остаётся немецким, — говорил Канетти, — однако я несу в себе наследие всех народов». «У Канетти-изгнанника, — как отмечалось в докладе Шведской академии, — есть только одна родина, и родина эта — немецкий язык».

Благодаря «Ослеплению» Канетти занял видное место в той традиции европейской литературы, которую представляет Кафка, а после того как этот роман был переведён на другие

языки, Канетти получил признание как у широкого западного читателя, так и в академических кругах, где его слава постоянно продолжала расти. За свои произведения, обладающие общечеловеческими достоинствами, он был назван «писателем XVIII века, живущим в XX веке». По словам критика Джорджа Стайнера, «сам факт существования такого писателя, как Канетти, является честью для литературы».

Айрис Мёрдок заметила, что «Канетти совершил то, что должны делать философы и что они раньше делали… Он также продемонстрировал взаимодействие «мифического» с повседневным в человеческой жизни». Американский критик Сьюзан Зонтаг отозвалась о Канетти как о человеке, «остро чувствующем ответственность за слова; в своих произведениях он старается поделиться тем, что узнал благодаря своему внимательному отношению к миру. И это не какая-то догма, а смесь боли, горячности, скорби и эйфории. Страстное сознание порождает страсть».

По материалам http://gtmarket.ru/personnels/elias-kanetti/info

литература

Менделе Мойхер-Сфорим: Межу Пуримом и Песахом

Неделя после Пурима. На небе солнце ярко светит, сообщая зиме, что оно набирает силы. Легкий, теплый ветерок шлет зиме первое предупреждение: кончается срок ее пребывания на земле. Уходи, уходи! – говорят ей все.

Но зима действует против солнца, как плохой сосед – со дня на день ложью и обманом откладывает свой уход. Днем, когда солнце в зените, зима делает вид, будто принимает приговор и как бы складывает свои пожитки. Снега отступают со слезами – зима плачет, огорченная тем, что ее белизна пожухла, сменилась грязновато-серым цветом; текут ручейки. Но как только солнце уходит с небосклона, прячется в своей обители и наступает вечер, зима глядит ему вслед с гневом. Она снова извлекает из ножен свое оружие, снова превращает воду в лед... Но что это за лед – какой-то жалкий, старческий, немощный. Недолго ему осталось жить.

Наступает пора открывать двери и окна. Ведь у евреев настало время, когда они вытаскивают из домов столы, скамьи и всю посуду, чтобы мыть, чистить, скрести, шпарить кипятком в честь Песаха.

В городе К. эта работа в самом разгаре. Все без исключения - мужчины и женщины, взрослые и дети – заняты подготовкой к празднику. Евреи бродят по базару между телегами и повозками, покупают пшеницу и картофель, петухов и яйца, которые Исав-землепашец привозит из деревень своему брату Яакову – городскому жителю.

Жернова мельницы, что находится за пределами городской черты, уже прошли кашерование и подготовку к тому, чтобы молоть муку для выпечки мацы. Евреи везут на мельницу зерно в мешках и корзинах, укрытых белоснежными простынями. Они днюют и ночуют возле мельницы, терпеливо дожидаясь своей очереди. Те, кто приехали первыми, чувствуют себя победителями, они скоро вернутся домой. Пекарни в полной готовности, они ждут заказчиков. Весовщики, водоносы, месильщики и катальщицы теста, пекари - все, все на своих местах. На улицах и в домах чувствуется приближение праздника. Во дворах слышен скрип колодезных журавлей, а из хедеров раздаются детские голоса, изучающие «Песнь Песней», и эти звуки и голоса радуют сердца евреев.

Mojsche Kulbak 1896–1937

Von Marion Eichelsdörfer

„Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin“, schrieb Joseph Roth 1927 in seinem Essay *Juden auf der Wanderschaft*. Entstanden ist dieser Text angesichts der großen Zuwanderungswellen der Juden aus Osteuropa als Folge des russischen Bürgerkriegs 1917–1922 und des polnisch-sowjetischen Krieges 1919–1921 und den damit einhergegangenen Pogromen. Roth schrieb weiter: „Berlin ist eine Durchgangsstation, in der man aus zwingenden Gründen länger verweilt. Berlin hat kein Ghetto. Es hat ein jüdisches Viertel. Hierher kommen die Emigranten, die über Hamburg und Amsterdam nach Amerika wollen. Hier bleiben sie oft stecken. Sie haben nicht genug Geld. Oder ihre Papiere sind nicht in Ordnung. (Freilich: Die Papiere! Ein halbes jüdisches Leben verstreicht in zwecklosem Kampf gegen Papiere.) Die Ostjuden, die nach Berlin kommen, haben oft ein Durchreisevisum, das sie berechtigt, zwei bis drei Tage in Deutschland zu bleiben. Es sind schon manche, die nur ein Durchreisevisum hatten, zwei bis drei Jahre in Berlin geblieben.“[1]

Doch auch wenn für viele Berlin von einer Durchgangsstation zu einer unfreiwilligen Bleibe geworden sein mag, so war es in den 1920er Jahren auch ein wichtiger Ort des Austausches zwischen Ost und West. Hier versammelten sich viele jiddische Autoren aus Osteuropa wie David Bergelson, Der Nister, David Hofstejn und Uri Zwi Grinberg, David Einhorn und Mojsche Kulbak. Ebenso Wissenschaftler wie Max Weinreich, Simon Dubnow und Elias Tscherikower und Künstler wie Henryk Berlewi, El Lissitzky, Marc Chagall und Issachar Ber Ryback. Auch jüdische Verlagshäuser wurden gegründet: Schocken, Philo, Farlag Jidisch, Welt-Verlag, Dwir, Stybel, Wostok, Klal, und der Jüdische Verlag, ebenso wichtige Organisationen wie der Bund Ostjüdischer Vereine, der Jüdische Kulturbund und der Ostjüdische Künstlerbund.[2] Die jiddischsprachige Zeitschrift *Milgrojm* und die dazu parallel erscheinende hebräische Ausgabe *Rimon* erschienen in den Jahren 1922–24 in Berlin und boten eine Plattform für Künstler und Literaten.[3]

Mojsche Kulbak wurde in Smorgon, in der Nähe von Wilna, geboren. Neben der traditionellen jüdischen Erziehung im Cheder und später in der Jeschiwa, besuchte er auch eine jüdische russische Elementarschule. Hier lernte er die zeitgenössische jiddische Dichtung kennen und veröffentlichte 1916 erstmals ein jiddisches Gedicht, das später auch vertont wurde und Volksliedcharakter erhielt. *Schterndl* (Sternchen) ist das Gebet eines jüdischen Soldaten an der Front, der getrennt ist von Frau, Familie und Schtetl und befürchtet, seine Liebsten nie mehr zu sehen.[4]

Während des Ersten Weltkriegs lebte er in Kowno und begann auch Gedichte auf Hebräisch zu schreiben. 1918 ging er nach Minsk, wo er unterrichtete und schrieb. In Wilna veröffentlichte er schließlich 1920 sein erstes Buch *Schirim* (Lieder/Gedichte), mit dem er sich in der jiddischen romantischen Tradition von David Einhorn (1886–1973) verortete. Kulbak zog noch im selben Jahr nach Berlin, wo sich auch Einhorn aufhielt, um sich intellektuell weiterzubilden.

Die wachsende Inflation in der Nachkriegszeit und der demgegenüber steigende Wert fremder Währungen zog viele Verleger nach Berlin, sodass hier zwischen 1920 und 1924 das zweitgrößte Zentrum jiddischer Verlagsarbeit in Europa entstand. 1924 wurden in Berlin fast 25% der jiddischen Publikationen weltweit gedruckt (214 Bücher). Aber der größte Teil der Bücher wurde weiter nach Osteuropa und Amerika verschickt. Die Autoren vor Ort hingegen kamen nur schwer an jiddische Bücher. Kulbak schrieb in einem Brief an Schmuel Niger: „Unglücklicherweise habe ich nicht ein einziges Exemplar des *Wajter-Buchs*[5]. Ich bekomme es einfach nicht.“[6] Es handelte sich dabei um einen 1920 in Wilna herausgekommenen Gedenkband für den 1919 verstorbenen Schriftsteller A. Wajter (eigentlich Ajsik Meyer Dewenischski) unter der Herausgeberschaft von Schmuel Niger und Salmen Rejsen.

Mojsche Kulbak lernte in Berlin die zeitgenössische europäische Literatur kennen, insbesondere Künstler des Expressionismus, die fortan sein Schreiben maßgeblich beeinflussen sollten. Obwohl Mojsche Kulbak danach strebte, die Jiddische Literatur in die europäische zu integrieren, indem er seinen Stil teilweise der zeitgenössischen Dichtung anglich, war es ihm wichtig, Elemente des Erzählens aus der jüdischen Folklore und Tradition beizubehalten. Denn dies waren ja die speziellen Merkmale, die seine Texte als jüdische Literatur auswiesen.[7] Er sah in der Folklore die Basis für einen nationalen literarischen Kanon und versuchte daher eine Lyrik zu entwickeln, die ihren Ursprung im jiddischen Volkslied hat und die darüber hinaus zur modernen Dichtung werden sollte. Kulbaks erster Versuch, die beiden Stile zu mischen, lässt sich an seinem Gedichtband *Naje lider* (Berlin 1922) nachvollziehen. Hier verbindet er jüdisch-folkloristische Motive mit Themen und Techniken, die er von den Romantikern, den russischen Symbolisten und den deutschen Expressionisten annimmt.[8]

In seinem Gedichtzyklus *Rajsn*, einer Sammlung von zwölf Gedichten, wird das Leben der Juden in Weißrussland romantisiert, aber gleichzeitig auch ironisch gebrochen. Kulbak beschreibt eine Familie, die in enger Beziehung zur Natur lebt. Seine Sprache vermischt charakteristische Ausprägungen der jiddischen und slawischen Volkslieder mit biblischen Anspielungen, häufig in ironischem Unterton zur idealisierten Atmosphäre des Gedichts.[9] Im Gegensatz zu seinen zionistischen Zeitgenossen, die ein idealisiertes Bild von Palästina vermittelten, fand Kulbak in seinen Gedichten das Gelobte Land in seinem Geburtsort, der Gegend um Wilna. Im letzten Gedicht des Zyklus *Rajsn* mit dem Titel *Der sejdenju kumt schtarbn* (Der Großvater bereitet sich aufs Sterben vor) nimmt er sich den sterbenden Jakob aus Gen. 49, 1–27 zum Vorbild und verkehrt dessen Segenssprüche, indem er nicht über Eretz Israel spricht, sondern über die weißrussischen Felder und Wälder.[10]

Wenn es in Gen. 49,13 heißt: „Du, Sebulon, wohnst nah beim Meer, dort, wo die Schiffe einen Hafen finden; bis hin nach Sidon reicht dein Land!“ So spricht der Großvater, bei Kulbak parodiert, folgendermaßen: „Du, Schmulje, der Flussmensch, […] immer nass, du riechst nach Fisch, nach Schlamm – gesegnet seist du an Land, gesegnet auf dem Wasser!“[11] Diese ironisch nostalgische Sicht auf die Provinz in Weißrussland lässt literarisch nichts davon erkennen, dass sich der Dichter zu dieser Zeit in der Großstadt Berlin aufhielt. Aber aus der Ferne gelang ihm eine teilweise idealisierte Sicht auf sein Herkunftsland, die ihm vielleicht vor Ort nicht gelungen wäre.

Kulbaks Lyrik aus den Jahren 1916–1928 ist im romantischen Ton verfasst. Naturbeschreibungen stehen häufig im Zentrum seiner pantheistischen Sichtweise und seine Sprache und sein Stil sind volkstümlich. Sicherlich finden sich in vielen seiner Gedichte auch moderne Themen, wie beispielsweise in seinem Gedicht *Schtot*

(Stadt, 1920). Aber diese moderne urbane Welt beschreibt Kulbak eher als Außenstehender, der von weit her in die große Stadt kommt.[12]

In seinem Prosastück *Meschiach ben Efrajim* (1924) strebt Mojsche Kulbak danach, die aktuellen geistigen Probleme seiner Zeit und seiner Generation zu beschreiben: Revolution, Apokalypse und Messianismus. *Meschiach ben Efrajim* ist das letzte Werk, das in Berlin entstand. Der Einfluss der zeitgenössischen Dichtung auf sein Schreiben lässt sich anhand der Technik und Motive der deutschen Avantgarde-Lyrik erkennen.[13] Der Held seiner Geschichte ist ein einfacher Jude irgendwo auf dem Land. Er soll der Erlöser sein, auch wenn er selbst nicht an seine Berufung glaubt. Er hat eine große Todessehnsucht und am grotesken Ende der Geschichte wird er von denen, die ihm folgten, ermordet.[14]

Als Kulbak 1923 vor allem wegen finanzieller Engpässe nach Wilna zurückkam, wurde er schnell zu einer der populärsten Figuren des jiddischen Kulturlebens. Er unterrichtete Literatur an jiddischen Schulen sowie am jiddischen Lehrerseminar und inszeniert mit seinen Schülern jiddische Theaterstücke. Kulbak war sehr aktiv in den jiddischen Kulturvereinen und wurde Vorsitzender des neugegründeten jiddischen PEN-Clubs. In dieser Zeit schrieb er unter anderem die beiden langen Gedichte *Wilne* (Wilna, 1926) und *Bunje un Bere afn schliach* (Bunje und Bere unterwegs, 1927) und seine zweite Novelle *Montog* (Montag, 1926).

Mojsche Kulbak zog es, trotz seiner großen Beliebtheit in Wilna, 1928 nach Minsk, weil dort der größte Teil seiner Familie lebte. Außerdem gab es zu dieser Zeit in der damaligen Sowjetunion vermehrt neue jiddische kulturelle Institutionen und gleichzeitig wurden die Möglichkeiten in Polen immer mehr eingeschränkt.[15]

Minsk war eines der Zentren der jiddischen Kultur in der Sowjetunion. Als am 1. August 1920 die Weißrussische Sowjetrepublik gegründet wurde, wurde Minsk Hauptstadt. In der Verfassung der Republik wurde Jiddisch als offizielle Sprache anerkannt. Außerdem wurden Juden politische Freiheit und vollständige Bürgerrechte zugestanden. Gleichzeitig löste man die Jüdische Gemeinde zu Beginn der 1920er Jahre auf. Ebenso wurden alle jüdischen Parteien verboten, bis auf die *Po'ale Zion* (die zionistisch-sozialistische Arbeiterbewegung, die schließlich 1928 entrechtet wurde), Synagogen wurden geschlossen und gegen Rabbiner und Lehrer wurden Prozesse geführt. Diese Aufgaben übernahm die Jüdische Abteilung der Kommunistischen Partei, die Jevsektsija.[16] Auf Regierungsebene gab es die Institution des jüdischen Kommissariats Jevkom. Beide Organisationen konnten weitgehend alleine über die Belange der jüdischen Minderheit entscheiden. Innerhalb kurzer Zeit lösten sie alle Organisationen jüdischen Gemeinde- und Kulturlebens auf.[17] Gleichzeitig wurde aber die Gründung kommunistischer Einrichtungen, deren Verkehrssprache Jiddisch war, gefördert. Man modifizierte die Orthographie des Jiddischen, d.h. hebräische Worte wurden phonetisch geschrieben und die fünf Schlusskonsonanten wurden gestrichen. Somit wurde versucht das Hebräische, die Verbindung zum religiösen Schrifttum, aber auch zum Zionismus, unkenntlich zu machen. Die Zahl der Jiddischen Publikationen stieg sprunghaft an. Die Bibliographie Jiddischer Publikationen in der Sowjetunion zwischen 1917 und 1960 von Chone Schmeruk[18] beinhaltet 3.482 Buchtitel, die in Auflagen von Millionen herauskamen und zusätzlich noch 480 Zeitungen und Zeitschriften.[19]

So entstanden bis Anfang der 1930er Jahre in Minsk acht jiddische Kindergärten, zwölf jiddische Schulen, ein pädagogisches Institut und eine jüdische Abteilung am Institut für Weißrussische Kultur. Hier wurde die *Zajtschrift* herausgegeben, eine wissenschaftliche Zeitschrift zu Themen jüdischer Geschichte, Folklore, Jiddischer Sprache und Literatur. Des Weiteren wurde der erste Lehrstuhl für die Jiddische Sprache und Literatur an der Weißrussischen Staatsuniversität eingerichtet. In dieser Periode wurden u.a. die Tageszeitung *Oktyabr* (1925–1941), die Literaturzeitschrift *Schtern* (1925–1941) und das weißrussische Jiddische Staatstheater (untergebracht in der ehemaligen Minsker Choral-Synagoge, umgebaut zwischen 1921–23, heute befindet sich dort das Maxim-Gorki-Nationaltheater) ins Leben gerufen.[20]

In Minsk verfasste Kulbak das Poem *Disner Tschhajld-Harold* (Childe Herold aus Disna, 1933) in Anspielung auf Lord Byrons bekanntes Versepos *Childe Harold's Pilgrimage* (verfasst zwischen 1812–1818). Im *Disner Tschajld Herold* ist vermutlich am besten der Einfluss von Kulbaks Berliner Zeit nachzuvollziehen. Sein Blick auf Berlin ist eine Mischung aus Begeisterung, Faszination und gleichzeitiger Verachtung. Das Poem zeichnet die Reise des jungen jüdischen Intellektuellen *Ljulkeman* (Pfeifenmann) aus seinem litauischen Schtetl nach Berlin nach – auf der Suche nach Abenteuer und Bildung. Mit nichts als einem „Bündel wilder Lieder" im Gepäck macht sich der Protagonist auf den Weg und entdeckt Berlin als pulsierende Metropole mit ihrem regen Kultur- und Nachtleben, aber auch mit ihren Schattenseiten, wenn er die gewaltsamen Auseinandersetzungen in der proletarischen Nachbarschaft in Neukölln, Wedding und Moabit beschreibt[21]:

Berlin

6. Vivat, Europa! Es schwemmt die Flut
Moskauer Kaufherrn zum Kurfürstendamm,
Scheck-Millionäre mit Gold und Gut
Und den Herold vom Bettlerstamm.
Gepriesen sei die Stunde, wo
Der Menschenstrom verrann.
Der Pfeifenraucher steht am Bahnhof Zoo
Und schaut sich Europa an.
O, Land das elektrischer Strom durchfließt,
deine Adern durchpulst der Champagner!
Ein jeder Arbeiter ist hier Marxist –
Und jeder Händler Kantianer…

14. Am Abend sitzt man im Café,
Gesichter schwimmen weich im Rauch,
so schwimmen die Gedanken auch,
man spricht vom greisen Lao-Tse,
mit scharfem Mund und kühler Miene.
Die Aphorismen klingen fein –
Ein jeder kurbelt Litaneien
Von seiner alten Denkmaschine.
Berliner Dichter formen so
Aus Worten hübsche Drechselei.
Schon nickt am Tisch ein Abbo
Und Erich Dern schweigt wie ein Schlei.

15. Berliner Nacht. Es blitzen Böller.
Der Jazz umwogt den Pfeifenmann.
Berliner Nächte Rhythmusbann,
mein Freund, was wäre kultureller?

19. Der Pfeifenraucher lauscht der Zeit:
Er hört Berlin im Schrei vergehen.
Der Michel in den Glöckchen schreit,
Theater schreien und Museen.

21. So fand Childe Harold überrascht
Sein Glück, Genuss und neues Wissen.
Von allem hat er hier genascht
Und leckte sich nach jedem Bissen.
Da kochte finster das Gemisch
Aus Lomonossow und Rabbinen –
Europa hat elektrisch frisch
Dem Mann aus Hinterwald geschienen.
Ihm brummte schon der Kopf davon,
er seufzte nachts in die Kissen:
„Ich gleiche einem Luftballon,
der seinen Faden zerrissen."

Das andere Deutschland

48. Es gibt den Hass – geschliffener Kristall,
der als Rubin aufglüht mit Blut und Schrecken…
Des Nachts verspinnt ein Mond aus kaltem Stahl
Sein Silberfadennetz auf Straßenecken,
Kirchen, Gefängnisse und Schlösser…
Es gibt den Hass, der weder Grenzen kennt,
noch Weg… Ein blutverschmiertes Messer
blitzt auf, wenn irgendwo ein Streit entbrennt,
und taucht hinab… Ein Schuss. Von Tür zu Tür
Plakate. Fahnen in der Dunkelheit.
Arbeitertrupps. Ein Torflügel. Und hier
Steht schon ein Mauerrest Balkon bereit.

51. Dann treten aus dem Dunkel Schatten,
still, Mann um Mann, als finstre Saat:
Die Reihen, die gewartet hatten…
Gewehrfeuer. Im Stacheldraht
Verfangen steht der Panzerwagen.
Ein Fluchen schneidet durch die Nacht.
Man flieht. In Blutbefleckte Kragen
Gehüllte Köpfe nach der Schlacht
Schrein „Grüne"… Und dann plötzlich: Stille.
Am Himmel steht der große Bär…
Nur ein Revolver, eine Brille
Und Blut am Boden… und nicht mehr.[22]

In der Entstehungsphase des *Disner Tshajld-Herold* arbeitete Kulbak außerdem noch an zwei Dramen: *Bojtre* (1936), ein romantisches Stück über einen jüdischen Banditen, verortet im 19. Jahrhundert, und *Benjomin Magidov* (unveröffentlicht, vermutlich verloren). Unabhängig von allen Änderungen und Entwicklungen seines Schreibstils, schuf Kulbak immer wieder Antihelden und schrieb mit viel Ironie und Humor. Daher blieb *Selmenjaner* eine der wichtigsten Errungenschaften in der jiddischen Literatur Sowjetrusslands. Kulbak schrieb diese Geschichte einer jüdischen Großfamilie in den Jahren 1929 bis 1935. Sie wurde in der Monatszeitschrift *Schtern* als Fortsetzungsroman herausgegeben.
In *Selmenjaner* beschreibt der Erzähler zwei Generationen einer weitverzweigten jüdischen Familie in Minsk, die unter den Bedingungen der Sowjetherrschaft ihr tägliches Leben verbringen müssen. Statt dem Ideal der sowjetischen Literaturpolitik zu folgen und die ältere Generation negativ und die jüngere positiv darzustellen, gelingt es Kulbak mit viel Humor ein komplexeres Bild der Charaktere zu liefern, das keinen Platz für Schwarz-Weiß-Malerei bzw. „revolutionären Optimismus" lässt.[23] In Kulbaks Familiensaga von einfachen Juden (*proste jidn*) gibt es keine zeitliche Distanz zwischen den Generationen der Familie – alle leben gleichzeitig und alle auf dem Hof des Vaters Reb Selmele.[24] In den Charakteren und den Konflikten zwischen ihnen lässt sich der Wandel von der vorsowjetischen in die sowjetische Zeit ablesen:

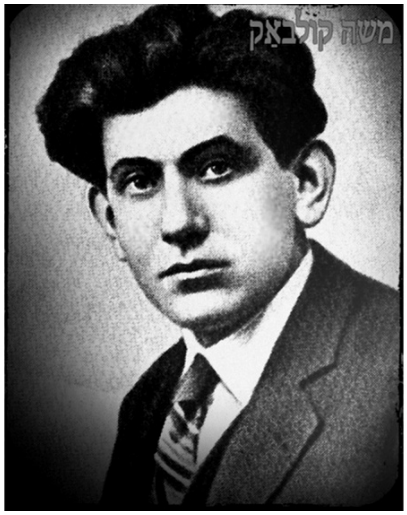
Großmutter Basche hat den Großvater um viele Jahre überlebt, man kann sogar sagen, sie lebt bis zum heutigen Tage. Großmutter Basche ist nur mit sich selber beschäftigt. Und wenn sie denkt, sind es bestimmt ganz andersartige Gedanken, aus einem ganz anderen Stoff gemacht als gewöhnliche Gedanken.
Gegen Abend, wenn sie in der Dunkelheit durch die Stube geistert, kann es vorkommen, dass sie plötzlich zu einem roten Knirps, der im Zimmer ist, sagt: „Motele, warum gehst du nicht beten?" Der schwarze Motele schreit ihr ins Ohr: „Oma, ich bin ein Pionier!" Sie nickt leicht mit dem Kopf. „Soso, er hat schon gebetet. Wo hast du gebetet?" So wird sie schon ihre Jahre zu Ende leben, in ihrer ruhigen, altmodischen Gemütsart.[25]

Im Rebsehof regte sich Unruhe. „Schon wieder ein Eingriff."
Am Abend verbreitete sich ein Gerücht: Bere beabsichtige, den Hof zu elektrifizieren. Er werde die Lampen einziehen, und statt ihrer werde es elektrisches Licht geben. Zunächst wusste man nicht, wie man sich dazu verhalten solle und wie groß das Übel sein möge.
Erstens: da man nicht weiß, wie man damit umzugehen habe.
Zweitens: da Elektrizität überhaupt nichts für den einfachen Menschen ist. „Elektrizität hat man bei vornehmen Leuten", sagte Onkel Juhde.
Nur Onkel Itsche zwinkerte erstaunt mit den Augen. „Ich versteh nicht, was ist denn da so arg? Im Bethaus gibt es doch auch Elektrizität." Da bliebe Onkel Sische wie angewurzelt stehen. „Was sagt Ihr zu diesem neugebackenen Weisen?" sagte er, an die Frauen gewandt. „Wenn es im Bethaus einen Altar gibt, gibt es dann hier auch einen Altar?"[26]

Als Kulbak einen Nachfolgeband schreiben wollte, wurde er dazu angehalten, seinen Roman mehr auf sozialistischer Linie zu schreiben und die „positiven Aspekte sozialistischen Lebens stärker zu betonen".[27]
In den 1930er Jahren kam es dann schließlich zur ersten großen „Säuberung", sowohl auf politischer als auch auf kultureller Ebene. Unter Stalin wurde der Polizeiapparat und das System von Zwangsarbeitslagern (Gulag) ausgebaut. In den „Jahren 1937 und 1938 wurde fast die gesamte militärische und politische Elite ausgelöscht. Eine Generation von Aufsteigern, der auch die späteren Sowjetführer Nikita Chruschtschow und Leonid Breschnjew angehörten, ersetzte die liquidierten Kader."[28] Auf gesellschaftlicher Ebene traf diese Welle der Unterdrückung unter anderem gerade die Literaten, die den ideologischen Wandel von kommunistischen kulturellen Werten hin zum sozialistischen Realismus nicht mitmachten. Dies traf neben Mojsche Kulbak den marxistischen Literaturwissenschaftler Max Erik, den Dichter Isi Charik, den Herausgeber von *Der emes* (Die Wahrheit), Mojsche Litvakov, J. Bronschtejn und C. Dunets.[29] Bis auf ein paar wenige Ausnahmen wurden zwischen 1934 und 1938 alle jiddischen Institutionen im Zuge der Repressionen gegen nationale Minderheiten wieder aufgelöst. [30]
Mojsche Kulbak wurde im September 1937 verhaftet und lange Jahre war unklar, was mit ihm geschehen war. In einigen Kurzbiographien erscheint das Jahr 1940 als Todesjahr mit dem Vermerk, er sei im Gulag verstorben. Erst zu Beginn der 1990er Jahre erfuhr Kulbaks Tochter aus freigegebenen Dokumenten, dass ihr Vater nach einem kurzen Prozess zum Tode verurteilt und bereits am 29. Oktober 1937 erschossen wurde.[31]

Fußnoten

1 Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft, Berlin 1927, S. 65.
2 Marina Dmitrieva: Traces of Transit. Jewish Artists from Eastern Europe in Berlin, in: Manfred Sapper, Volker Weichsel, Anna Lipphardt (Hg.), Osteuropa. Impulses for Europe. Tradition and Modernity in East European Jewry. Berlin 2008, S. 148. Zitat nach eigener Übersetzung.
3 Ebd. S. 151.
4 Eine Transkription befindet sich im Band von Andrej Jendrusch (Hg.): Spiegelglas auf Stein. Jiddische Literatur unter Stalin, Berlin 2002, S. 180f.
5 Schmuel Niger; Salmen Rejsen: Wajter-buch: zum ondenk fun Wajter, Wilna 1920.
6 Rachel Seelig: A Yiddish bard in Berlin: Moyshe Kulbak and the Flourishing of Yiddish Poetry in exile, in: The Jewish Quarterly Review, Vol 102, No. 1 (Winter 2012), S. 22.
7 Ebd., S. 24.
8 Ebd., S. 26f.
9 Avraham Novershtern: „Kulbak, Moyshe". YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe 19 August 2010. <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Kulbak_Moyshe>.
10 Seelig, S. 36f.
11 Mojsche Kulbak: Naje Lider, Warschau 1922, S. 46.
12 Novershtern: „Kulbak, Moyshe". <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Kulbak_Moyshe>.
13 Seelig, S. 38.
14 Mojsche Kulbak: Meschiach ben Efrajim, Buenos Aires 1950.
15 Novershtern: „Kulbak, Moyshe". <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Kulbak_Moyshe>.
16 Elissa Bemporad: „Minsk". YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe 2 September 2010. <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Minsk>.
17 Arno Lustiger: The tragedy of Yiddish Writers in the Soviet Union, in: Daniela Mantovan (Hg.): Yiddish Poets and the Soviet Union 1917-1948, Heidelberg 2012, S. 13.
18 Chone Schmeruk: Jidishe puplikatsjes in ratn-farband 1917–1916, Jerusalem 1961.
19 Lustiger, S. 14.
20 Bemporad: „Minsk". <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Minsk>.
21 Seelig, S. 46f.
22 Andrej Jendrusch (Hg.): Unter Emigranten. Jiddische Dichtung und Prosa aus Berlin, Berlin 2003, S. 135; 138–141; 151 ff.
23 Novershtern: „Kulbak, Moyshe". <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Kulbak_Moyshe>.
24 Sacha Senderovich: A Clan on the move: A Zelmenyaner Familiy Tree. In: In geveb. A journal for Yiddish Studies, 13. Oktober 2015. < https://ingeveb.org/blog/a-clan-on-the-move-a-zelmenyaner-family-tree>
25 Andrej Jendrusch (Hg.): Spiegelglas auf Stein. Jiddische Literatur unter Stalin, S. 34f.
26 Ebd., S. 40.
27 Ebd., S. 11.
28 Hans-Henning Schröder: Vom Kiewer Reich bis zum Zerfall der UdSSR, in: Russland (Informationen zur politischen Bildung, Heft 281), Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2003, S. 8ff.
29 Daniela Mantovan (Hg.): Yiddish Poets and the Soviet Union 1917–1948, Heidelberg 2012, S. 6.
30 Lustiger, S. 14.
31 http://yiddishkayt.org/view/moyshe-kulbak/



II. בערלין

6

וויוואט, אייראָפּע! עס האָט דער יאָם
ארויסגעוואָרפן מאָסקווער סאָכרים אף קורפירסטנדאם;
מיליאָנערן, טשעק־ביכער און גאָלד —
און דעם לאָהויסקער טשיַילד־האראָלד.
א לויב צו יענער גוטער שאָ,
ווען ער איז גליַיך מיט אלעמען געפלויגן!
ס׳שטייט ליולקעמאן באם באנהאָף צאָ
און קוקט אייראָפּע אין די אויגן.
אָ, לאנדז! ווו די עלעקטרע פליסט
אין דראָטן, און אין אָדערן — שאמפּאניער;
ווו יעדער ארבעטער איז א מארקסיסט,
און יעדער קרעמער איז א קאנטיאנער.

14

אין אָוונט זיצט מען אין קאפע,
עס שווימען פּענעמער אין ווייכן רויך,
עס שווימען די געדאנקען אויך,
מע רעדט פון אלטן לאָ־טזע,
די ווערטער פליסן שארף און דין,
און ס׳קלינגען פיַין די אפאָריזמען,
איעדער ציט דעם אלטן פיזמען
פון דער אלטער דענק־מאשין.
בערלינער דיכטער שליַיפן דאָ
די שענסטע ווערטער־שניצערייַען, —
נאָר ס׳דרעמלט אין באם טיש אבאָ
און דערן שוויַיגט אלץ ווי דער שליַיזן.

15

בערלינער נעכט, עס בליצן בעלער.
דזשאזבאנדן ארום ליולקעמאנען.
בערלינער נעכט אין די שאנטאנען,
וואָס קען זיַין, כאווער, קולטורעלערי?
[...]

19

ס׳הערט ליולקעמאן און הערט די דולע צייַט:
בערלין פארגייט זיך אין געשרייַען;
דער אלטער מיכעל אין די גלעקלעך שרייַט;
עס שרייַען די טעאטערס און מוזייַען.
[...]

21

אזוי האָט טשיַילד־האראָלד געוועלט
פארזוכן גליק, פון אלץ געניסן;
א נאש געטאָן פון יעדער זיַט די וועלט
און זיך באלעקט פון דעם געשמאקן ביסן.
אָן ס׳האָט געוירט דער טונקעלער געמיש
פון סענדערל און לאָמאָנאָסאָוו;
ס׳איז די עלעקטרישע אייראָפּע פריש
פאר א נאראָווליער לעב־פילאָסאָף.
און בלויז אייגמאָל האָט ער א זאָג געטאָן
אין שפּעטער נאכט צו זיך אין קישן:
— איך בין געגליכן צו א לופט־באלאָן,
פון לאנגן פאָדעם אָפּגעריסן.

Mojsche Kulbak: Disner Tschajld -Harold, in: Gut is der mentsch, geklibene poemen un lider, Moskau 1979, S. 174 - 208.
Schterndl, aus: http://yiddishkayt.org/view/moyshe-kulbak

Bildquellen: Mc Gill Library. Digital exhibitions & collections, Joe Fishstein Collection of Yiddish Poetry.
<http://digital.library.mcgill.ca/fishstein>
http://yiddishkayt.org/view/moyshe-kulbak

VII. דאָס צווייטע דייטשלאנד

48

פאראן א האס — געשליפענער קרישטאָל,
וואָס גליט, ווי א רובין, מיט בלוט און פּכאָדים...
באנאכט. די לעוואָנע פון קאלטן שטאָל
באשפּינט מיט א זילבערנעם פאָדעם
די קלויסטערס, די טפיסעס, די שלעסער.
פאראן א האס אָן אן ענד, אָן א ברעג,
אָן אן אויסוועג... א פארבלוטיקטער מעסער
טוט פלוצלינג א בליץ אין געשלעג
און פארשווינדט באלד.. א שאָס. פון טויער צו טויער
פלאקאטן. אין דער פינצטער — א פאָן.
גרופּעס ארבעטער. א האלבער טויער.
אן אָפּגעבראָכענער באלקאָן.

51

און ס׳טרעפט: אין א ריי טוט א שאָט
פון דער פינצטער א שאָטן נאָך שאָטן;
געשטאלטן פון כוישעך געקנאָטן.
א זאלפּ. ס׳שטייט פארפלאָנטערט אין דראָט
דער מעגושעמער אויטאָ. א קלאָלע
שניַידט דורכעט די נאכט, א געלאָף פון די טרעפּ.
מיט די אייגענע בלוטיקע פּאָלעס
באדעקט די פארבלוטיקטע טפּ —
שרייַען „גרינע"... א שטילקייט ביז גאָר איז
דערנאָך, אפן הימל — דער גרויסער בער,
אף דר׳ערד — א בינאָקל, א רעוואָלווער,
א ביסל בלוט... און וויַיטער גאָרנישט.

שטערנדל

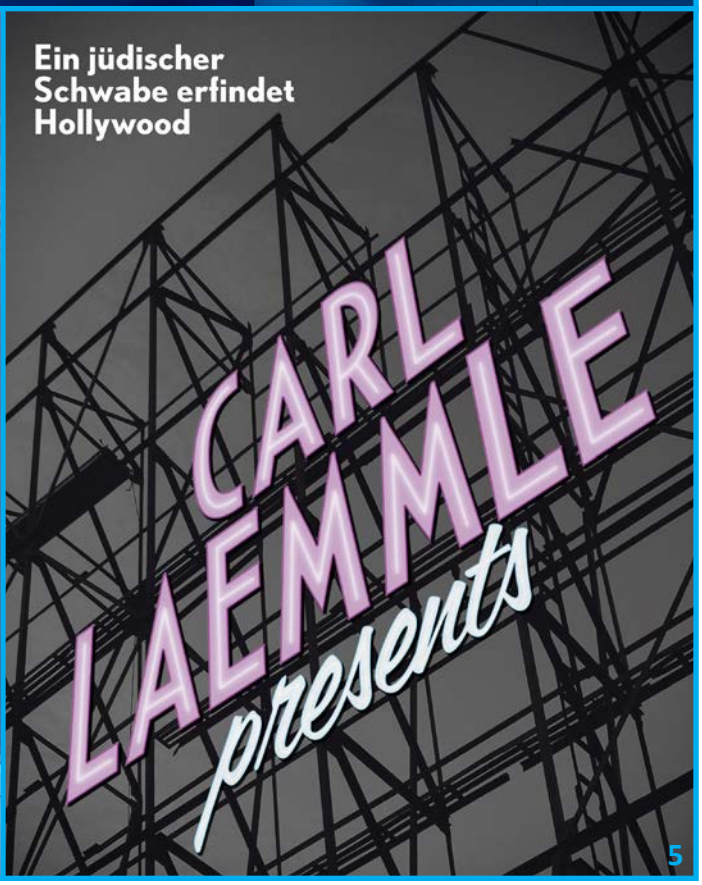
שטערנדל, שטערענדל, בלויער שטאָפּעטעלע
זיַי מיר אָ שליחל, פּאָל אין מיַין שטעטעלע.
זען וועסט אָ געסעלע, נאָך דעם אָ גריבעלע,
דאָרטן באָפּינט זיך מיַין חרובע שטיבעלע.
עלנט אַליין, ביַי דער פּינצטערער שיַיבעלע,
זיצט דאָרט פּאַרטרויערט און דאגהט מיַין וויַיבעלע.
טרייסט איר, דו שטערנדל, לייכט איר אין שטוב אַריַין,
זאָג איר: דער אויבערשטער וועט זיך מרחם זיַין.
פּרעג וואָס מאכט יאָנקעלע, לאהצע און ריוועלע?
זאָג זיי איך לייען און קוש זייער בריוועלע.
זאָג זיי, אָז יאָנקלען זאָל מען ניט זשאָלעווען,
געבן אין חדר, גענוג אים צו באָלעווען.
זאָל ער זיך אויסלערנען קדיש ווי ס׳דאָרף צו זיַין,
אפשר... מען ווייסט ניט... נאָר גאָט וועט מרחם זיַין.

1

2

3

4



5

Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.